

Inhalt

[Angelika Wilmes](#) „Dort werdet ihr ihn sehen!“ - Jesus lebt in der Gemeinde

Schwerpunkt Gemeinde

[Ludger Funke](#) Impulsreferat bei der Jahrestagung 2005

[Bernhard Kopp](#) Pastoralplanung im Kanton Zürich

[Interview Hadwig Müller - Erzbischof Rouet \(Poitiers\)](#)
Geschenk der Gemeinden an die Gesellschaft

[Zwei Gemeindepapiere des AK-Gemeinde im Ständigen Arbeitskreis](#)
1. Möglichkeiten, ... Gemeinden vor Ort zu erhalten
2. Gemeinde aus dem Geist Jesu

FK-Termine

[Raimund Heidrich](#) „... und die eine, heilige, katholische ...“

[José Comblin](#) Kirche und Globalisierung

FK-Finanzen

[Angelika Wilmes](#) Einkehrtage 2006 - Rückblick

[Uri Avnery](#) Das war der Tag

[Erika Becker](#) Buchempfehlung

[Ferdinand Kerstiens](#) Mystik und Politik (Schluß)

[Freckenhorster Kreis](#) Offener Brief des StäAK an die Europaabgeordneten
im Bistum Münster

[Und noch mehr Bücher](#)

„Dort werdet ihr ihn sehen.“ - Jesus lebt in der Gemeinde (Mk 16,7)

von Angelika Wilmes

Ungereimtheiten

In der Perikope ist von zwei Botschaften die Rede. Die erste hören die Frauen vom Engel in der Grabhöhle, die zweite sollen sie selbst den Jüngern sagen: „Er geht Euch voran nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn sehen.“ Erwartet hätte man, daß die Jünger die gleiche Botschaft erhalten wie die Frauen, die wichtige nämlich: „Gott hat ihn vom Tod erweckt!“ Und man hätte erwartet, daß die Jünger sie auch wirklich erhalten. Aber nein: „Die Frauen flohen vor Entsetzen und erzählten niemandem etwas davon“.

Warum diese Ungereimtheiten? Wieso ist diese Geschichte erzählenswert? Was ist die Botschaft der nicht weitergesagten Osterbotschaft?

Osterglaube aus gescheiterten Hoffnungen?

Für viele heutige Christen ist der Osterglaube nicht unangefochten. Andere haben ihn längst über Bord geworfen. Der Tod in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen vom langsamen Verfall im Alter bis zur gewaltsamen Vernichtung von Menschenleben durch Katastrophen und allgegenwärtige menschliche Gewalt läßt ein Leben über den Tod hinaus kaum glaubhaft erscheinen. Die Frage ist, ob die Jünger damals uns etwas voraushatten. Immerhin hatten sie Jesus selbst erlebt: seine Überzeugungskraft, seine heilende Ausstrahlung, seine enge Beziehung zu einem liebenden Gott, den er Vater nannte. Es hätte doch sein können, daß der endgültige Tod eines solch gottnahen Menschen gerade für sie gar nicht vorstellbar war. Allerdings - im neuen Testament findet sich dafür keinerlei Beleg: Die Jünger zogen sich nach Jesu Tod enttäuscht und mutlos zurück und sahen ihre Hoffnungen als gescheitert an. Aus tiefer Resignation wuchs dann - unerklärlich für uns - ihr Osterglaube, für den sie schließlich sogar ihr Leben einsetzten.

Wir müssen uns fragen: Wie kann aus gründlich enttäuschten Hoffnungen und verängstigter Nieder geschlagenheit ein solch motivierender, unerschrockener Glaube an den Auferweckten entstehen? Gibt die Perikope uns in unserer Glaubenssituation Antwort auf diese Frage? Oder erschwert sie uns das Glauben eher durch ihre legendenhaft mythische Darstellung? Was sagt der Text aus, und wie sagt er es?

Die Osterbotschaft - Legende?

Wir wissen, die Bibel macht theologische Aussagen, aber sie benutzt nicht die Sprache der Theologen. Dogmen werden wir dort nicht finden. Sie deutet die Welt in einer bildhaften oft mythologischen Sprache, die selbst wiederum deutungsbedürftig ist. Auch Jesus lehrt nicht im eigentlichen Sinn, er spricht nicht in Lehrsätzen, sondern in Bildern und Gleichnissen. Wir Menschen kommen, wenn wir uns dem Göttlichen nähern, offenbar nicht um die Aufgabe der Interpretation herum. Wenn wir das vergessen, droht rigoroser Dogmatismus, Buchstabenglaube, der schnell in Fundamentalismus ausarten kann.

Auch unsere Perikope bedient sich der Erzählformen und der Sprache, in der zur damaligen Zeit religiöse Erfahrungen wiedergegeben wurden. Sie kleidet das Nicht-Sagbare in die Gestalt der Legende (R. Pesch).

In diesem Fall handelt es sich um die damals gängige Textgattung der Epiphanieerzählung, die der Evangelist in seinem Umfeld vorfand. In diese Form gießt er den in den ersten Gemeinden gewachsenen Osterglauben. Die Perikope ist also in erster Linie **Ausdruck** des Glaubens und nicht dessen **Ursprung** und Begründung. Ebenso dient das leere Grab nicht als **Beweis**, sondern ist **Ausdruck** der Überzeugung, daß Jesus nicht bei den Toten zu finden ist. Lukas formuliert es in seinem Evangelium so: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“ (Lk 24,5) Jesus, der Auferweckte, ist nur bei den Lebenden zu finden: Diese Aussage ist selbst dann wahr, wenn das Grab nicht leer ist.

Der Auferstandene begegnet in der Gemeinde

Folgerichtig ist dann der Auftrag des Engels an die Frauen. Er schickt sie zu den Jüngern, in die Gemeinde. Dort sollen sie nicht etwa den Jüngern mitteilen, was ihnen am Grab widerfahren ist. Im Gegenteil. Die Jünger brauchen die Botschaft des Grabes nicht - auch nicht die des leeren Grabes. Sie werden Jesus in Galiläa sehen, wohin er ihnen vorausgeht. Der Lebendige wird ihnen **in der Gemeinde** begegnen.

Stellen wir also unsere Frage noch einmal: Wie kann aus tiefster Entmutigung ein begeisterter Osterglaube entstehen? Oder - auf uns selbst gemünzt: Wie können wir - als Menschen des 21. Jahrhunderts - an Jesus, den Lebendigen, glauben, ohne den ständigen Verdacht im Hinterkopf, daß wir aus Wunschenken hinter die Aufklärung zurückfallen?

Man sollte meinen, die enttäuschten Jünger hätten sich schnell zerstreut und sich wieder ihren Familien und früheren Berufen zugewandt. Aber das taten sie offensichtlich nicht. In allen Erscheinungserzählungen sind sie **versammelt**, wenn auch hinter verschlossenen Türen. Sie versuchen, mit ihrer Situation fertigzuwerden, sie halten miteinander Mahl und erinnern sich an Jesus. Hier erleben sie dann die Gegenwart Jesu offensichtlich so überwältigend, daß aus einer kleinen Gruppe enttäuschter Männer unbeirrte und freimütige Zeugen des auferstandenen Gekreuzigten werden. Lukas hat diese Erfahrung zu der eindrucksvollen Perikope vom Gang nach Emmaus verarbeitet. Er läßt uns teilnehmen an dem, was den Jüngern widerfahren ist. Er erklärt dabei nicht nur die Situation der beiden Jünger, sondern auch unsere.

Die Jünger haben uns nichts voraus

Wie die Jünger in ihrer Enttäuschung Jesus nicht erkennen in dem Fremden, der sie begleitet, so geht es auch uns. Auch unsere Augen sind gehalten. Gewöhnung, Realitätssinn, Alltagsorgen, aber auch mangelnde Aufgeschlossenheit machen uns blind. So sehen wir Jesus nicht, obwohl er uns doch deutlich gesagt hat, wo er zu finden ist: Bei den Menschen und in der Gemeinde, die - in Erinnerung an ihn - in Dankbarkeit feiert und Brot und Leben teilt. Nur dort können wir - wenn wir im Geist Jesu einfühlsam und solidarisch miteinander umgehen - die lebensverändernde Ostererfahrung machen, daß Jesus lebt. Dort suchen und finden wir ihn bei den Lebenden, nicht bei den Toten.

Die Jünger haben uns nichts voraus. Engel, leeres Grab, Ostererscheinungen - all das sind Versuche weiterzusagen, was sich in Begriffen nicht ausdrücken läßt. Auf keinen Fall sind es **Beweise**, die das Glauben überflüssig machen oder erleichtern. Glauben heißt vertrauen - und das ist niemals überflüssig.

Vision einer Glaubensgemeinschaft im überschaubaren Raum geteilten Lebens

„Impuls-Referat“ bei der Jahrestagung 2005 des Freckenhorster Kreises

von Ludger Funke

Unsere Jahrestagung soll eine „Visionswerkstatt“ sein, das heißt: Wir möchten konkrete Hilfestellungen für das Leben in den Gemeinden vor Ort geben.

Vier Vorbemerkungen:

1. „Ein Volk ohne Visionen geht zugrunde.“ - So lautet der Titel eines Buches von Dorothee Sölle. Der Titel bezieht sich auf das 29. Kapitel, 18. Vers des Buches der Sprichwörter. In der Einheitsübersetzung lautet der Vers: „Ohne prophetische Offenbarung verwildert das Volk.“ Verwildern unsere Gemeinden? Wachsen die Wege zu, weil sie niemand mehr geht, weil keiner mehr eine Vorstellung davon hat, wohin der Weg führen könnte? Die gemeinsame Vision ist das Herzstück einer jeden Weggemeinschaft: Wohin kämen wir, wenn niemand ginge, um zu schauen, wohin wir kämen, wenn wir gingen?!? - Eine meiner Lieblingsgeschichten ist die Geschichte von einem Wildschwein, einem alten Keiler: Zu mitternächtlicher Stunde bricht er den Schweinestall eines Bauernhofes auf, um die Hausschweine, seine gefangenen Schwestern und Brüder zu befreien. Diese aber heben nur kurz die feisten Köpfe vom Trog und glotzen ihn verständnislos an: „Was will er denn? Uns geht`s doch gut hier. Schließe er doch bitte die Tür. Es zieht!“ Das Wildschwein versteht die Welt nicht mehr. Mit der Angst vor jedem Öffnen der Tür, vor jedem Zugwind haben die Hausschweine eine auf ihre Zukunft hin tödliche Entscheidung getroffen: für den Trog, für das Gemästetwerden und - ohne es zu wissen – eben auch für das Geschlachtetwerden. Da lob ich mir das Wildschwein, das seine Vision von einem freien Leben trotz aller frustrierenden Erfahrungen mit den Artgenossen noch nicht aufgegeben hat.
2. „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ So hat Jesus gefragt. Er hat nicht gesagt: „Ich weiß schon, was gut für euch ist.“ Er hat sich mit den Menschen auf Heilssuche begeben. (Könnte sich der Freckenhorster Kreis innerhalb unseres Bistums als eine solche „Suchbewegung“ verstehen?) In Mk 10,51 heißt es: „Und Jesus fragte ihn: Was soll ich dir tun?“ Jesus stellt seine Frage dem Bartimäus, dem Blinden, dem an den Rand Gedrängten.
3. Was die Zukunft unserer Gemeinden angeht, gibt es innerhalb der deutschen Bistümer eine immer noch zunehmende Begriffsvielfalt: Territorial-Gemeinde, Seelsorge-Bereich, Pfarreienvorbund, Seelsorge-Einheit, Pfarrverband, Pfarreiengemeinschaft, Ortsgemeinde, Ortskirche, Filialkirchen-Gemeinden, Großpfarreien, „Kooperative Pastoral“, „Pastoral im Netzwerk“, Kirchengemeinde, fusionierte Pfarrgemeinde, „Kristallisationspunkte des Glaubens“, Gemeindeverbände, „neue Sozialformen von Kirche“. Ein guter Überblick findet sich in dem Artikel „Aufbruch ins Ungewisse - Die aktuelle Diskussion zur Zukunft der Territorialgemeinde“ von Joachim Kinzler in Herder Korrespondenz Nr. 7 vom Juli 2005, S. 359-363. Der Leitfaden zur Zusammenführung von Pfarrgemeinden im Offizialatsbezirk Oldenburg vom Januar 2005 trägt den Titel: „Aufbruch mit Vision“. Und mich erinnert das Wort „Aufbruch“ wieder an den Aufbruch der Schweinestalltür durch den alten Keiler.
4. Die wesentliche Funktion einer Vision ist, dass sie einen „Vorwärtsdrang“ auslöst. Sie mobilisiert die emotionalen und geistigen Ressourcen der Gruppe, der Gemeinschaft oder auch der Organisation. Damit eine Vision das bewirken kann, muss sie allerdings eine „bewohnbare Vision“ sein:

Die Mitglieder der Gruppe oder Organisation müssen sich anschaulich vorstellen können, welchen Platz sie in der erwünschten Zukunft einnehmen möchten. Erst dann werden sie persönliche Ressourcen wie Zeit, Energie, Phantasie und Geld freisetzen, um die erwünschte Zukunft herbeizuführen. Wenn allerdings zum Beispiel in der Kirche jemand glaubt, dass die moderne Gesellschaft das gottlose Übel ist, gegen das man sich abschotten muss, dann wird ein solcher Mensch, wenn er denn kirchliche Macht erlangt, eine solche Abschottung auch praktizieren und das Heil nicht in der Vision, sondern in der Revision suchen.

In vier Arbeitskreisen wollen wir unsere Vision beziehungsweise Visionen erden: Diese Erdung soll ihren Ausdruck finden in vier Optionen. Die vier Optionen bilden einerseits die Grundstruktur dieses Referates und andererseits geben sie die Thematik der vier Arbeitskreise an. Die vier Optionen lauten:

1. Die Option für eine missionarische Grundeinstellung.

(Vgl. den Impuls von Arnd Bünker bei unserem Forum im Rahmen des Bistumstages.)

2. Die Option für die Armen.

3. Die Option für eine - auch finanzielle - Entscheidungskompetenz „von unten“.

4. Die Option für eine Gemeindeleitung „vor Ort“.

Die vier Optionen möchte ich jeweils auffächern unter drei Gesichtspunkten: Rückwege - Schleichwege - Auswege. Es dürfte klar sein, dass es sich dabei nicht um Lösungswege oder gar Rezeptvorschläge handelt. Die drei Gesichtspunkte verstehe ich als Gedankenanstöße für unsere Suchbewegungen, für unsere tastenden Gehversuche. Obwohl ich darin vielen Verantwortlichen in den Seelsorgeämtern recht gebe: Angesichts der rasanten Veränderungen geht es eigentlich nicht mehr um Suchbewegungen und Gehversuche. Es gibt auch Fakten, die uns förmlich überrollen können, wenn wir sie nicht rechtzeitig beachten und reagieren. Gern erinnere ich an das, was Valentin Dessoy vom Institut „Kairos“ in Mainz bei unserer Jahrestagung vor einem Jahr hier in Freckenhorst vorgetragen und mit uns erörtert hat. Und dann bekomme ich manchmal das Gefühl, dass wir über die Farbe der Tapeten reden, während das Haus brennt.

Erstens: Die Option für eine missionarische Grundeinstellung

Diese Option verträgt sich nicht mit einer Fixierung auf innerkirchliche Themen. Sie verlangt, dass wir unseren Blick und unsere Lebenswelt immer wieder öffnen - gerade auch auf die gesellschaftlichen Bereiche hin, die nicht kirchlich oder christlich geprägt sind. Und das gilt für den bei weitem größten Teil des öffentlichen Lebens.

Rückwege

Immer häufiger wird von der Besinnung auf die Kernbereiche, die Kernaufgaben der Gemeinde gesprochen. Dabei werde ich allerdings den Verdacht nicht los, dass damit vor allem die Liturgie und die sonntägliche Eucharistiefeier gemeint sind. In dem neuen „Handbuch der Gemeindepastoral“ von Andreas Wollbold (Regensburg 2004) gibt es ein fünfseitiges Register, in dem das Wort „Caritas“ nicht auftaucht. Und auf dieses Handbuch wird in der neuesten Ausgabe von „Unsere Seelsorge“ (dabei handelt es sich um ein Informationsblatt aus der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster zum Thema „Gemeinde-Fusion. Gemeinsam glauben, zusammen wirken“) empfehlend hingewiesen. Jede Zentralisierung birgt eine große Gefahr: Nach innen mag die Kraft auf das Notwendige hin verdichtet werden, aber nach außen verliert sie die Peripherie und damit eben auch die an den Rand gedrängten Menschen aus dem Blick. Und gerade ihnen hat sich Jesus immer wieder mit besonderer Aufmerksamkeit zugewendet.

Schleichwege

Verringern sich personale Begegnungsmöglichkeiten, reduzieren sich auch die Orte, an denen der Glaube missionarisch und damit eben auch vorbildlich gelebt werden kann. Wenn man es einfach sagen will, warum die Kirche vor Ort bleiben muss, könnte man antworten: Weil sie bei den Menschen sein muss! In diesem Zusammenhang muss an den Freiburger Religionssoziologen Michael N. Ebertz erinnert werden, den wir vor drei Jahren (2002) als Referenten zu unserer Jahrestagung eingeladen hatten. Es ging um das Thema „Umbrüche, Abbrüche, Aufbrüche in der Kirche“. In drei Themenblöcken haben wir uns damit auseinandergesetzt:

1. Umbrüche: Die Transformationsphase des Christentums, Wandel der Sozialgestalt, Megatrends im Gesamtszenario.
2. Abbrüche: Wo lohnt es sich nicht, noch weiter zu investieren?!
3. Aufbrüche: Wo zeigen sich reale Chancen und realistische Zukunftsperspektiven?

Ebertz ist davon überzeugt, dass die Fixierung auf das pfarrgemeindliche Territorialprinzip überwunden werden muss, wenn die Kirche für die pastoralen Herausforderungen der Zukunft gewappnet sein will. Er fordert zu sozial- und lebensraumbezogenen Aufbrüchen über die Ortsgemeinden hinaus auf. Das Festhalten am pfarrlichen Territorialprinzip berge die Gefahr, dass die Kirche zu sehr wohnraumorientiert ist und damit nur noch eine Minderheit ansprechen kann. Stattdessen sei es wichtig, dass sich die Kirche in die Lebensorte der Menschen begibt und sie mit Hilfe einer „Kommunikationspastoral“ über den sozialen Wohn- und Nahraum hinaus anspricht. Wie eine solche „Kommunikationspastoral“ ohne Gemeindebildung bzw. Anbindung an eine konkrete Gemeinde vor Ort aussehen soll, ist und bleibt meine Frage. Ich bin der Überzeugung, dass die Gemeindeseelsorge der erste und grundlegende Ort der Pastoral bleibt, um eine religiöse, spirituelle und ermutigende Beheimatung der Menschen angesichts fortschreitender Mobilität und Anonymität in der Gesellschaft zu gewährleisten.

Auswege

Wer bewahren will, muss verändern. Wer retten will, muss wagen. Die Gemeinden und die Kirche werden nur dann ihrem missionarischen Auftrag gerecht, wenn sie den notwendigen Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance begreifen. Oder anders ausgedrückt - wie es in einem Brief von Bischof Reinhard Lettmann vom 26. 3.2000 heißt: „Wer möchte, dass alles so bleibt, wie es ist, für den bleibt nichts wie es ist; es wird weniger.“ Vor mehr als zwanzig Jahren haben mich die Berichte von der Pfarrgemeinde an der Machstraße in Wien ermutigt und begeistert. Paul Weiß, einer der Inspiratoren dieser Gemeinde mit all ihren spannenden Gehversuchen und mühseligen pastoralen Aufbrüchen, hat 1989 seine an der Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck eingereichte Habilitationsschrift veröffentlicht. Sie trägt den Titel: „Gemeindekirche - Ort des Glaubens / Die Praxis als Fundament und als Konsequenz der Theologie“. Allein mit diesem Titel scheint mir noch heute Entscheidendes für jeden missionarischen Aufbruch in Kirche und Gemeinde gesagt zu sein.

Zweitens: Die Option für die Armen

Rückwege

Leicht kann man sagen: Die Caritashaussammlungen im Sommer und zu Beginn der Adventszeit sind überholt. Dafür findet man sowieso keine Helfer und Helferinnen mehr. Und die Bezirksfrauen der Frauengemeinschaft? Welche junge Frau ist denn noch bereit, den Mitgliedern die Verbandszeitschrift zu bringen und regelmäßig zu kassieren? Es ist leicht, diese „Kleinbezirksstrukturen“ ab-

zuschaffen. Aber was wird an ihre Stelle gesetzt? Geld, das nicht eingesammelt worden ist, kann auch nicht für Arme ausgegeben werden. Oder sind die Armen vor unserer Tür uns gar nicht mehr bekannt, weil Armut sich in unserem reichen Land versteckt? Täuschen wir uns nicht: Es gibt auch in unserer Nachbarschaft mehr Arme, als wir denken, und es gibt in unserer Umgebung manche reiche Leute - das sind arme Menschen mit viel Geld. Die Arbeitslosigkeit ist eines der bedrückendsten Probleme unserer Gesellschaft. Im Leben unserer Gemeinden kommt dieses Thema kaum vor. Bei uns in St. Peter in Duisburg-Homberg ist der Versuch des Pfarrgemeinderates, eine Projektgruppe „Arbeitslosigkeit“ ins Leben zu rufen, im vergangenen Jahr kläglich gescheitert.

Schleichwege

Ein hervorragendes Beispiel für die Rettung der „Kleinbezirksstrukturen“ sind die Sternsingeraktionen um den 6. Januar herum. Da gehen Kinder durch die Straßen von Tür zu Tür und betteln und sammeln für arme Kinder. Und solange Kinder, in deren Händen doch die Zukunft liegt, im Namen einer Gemeinde für andere Kinder unterwegs sind, ist mir nicht bang in Bezug auf das Kommende. Davon bin ich überzeugt: Eine Gemeinde, in der nicht mehr für andere gebettelt wird, ist tot.

Auswege

1944, in seinem letzten Lebensjahr, hat der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer als Gefangener Hitlers in der Haftanstalt Tegel folgende Sätze aufgeschrieben: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Sie muss an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. Nicht durch Begriffe, sondern durch Vorbild bekommt ihr Wort Nachdruck und Kraft.“

Drittens: Die Option für eine - auch finanzielle - Entscheidungskompetenz „von unten“

Rückwege

Auch in Kirche und Gemeinde gilt in der Regel: Wer das Geld hat, hat die Macht. Aber das Geld, das der Kirche in Deutschland zur Verfügung steht, ist nicht das Geld der Bischöfe und der Generalvikariate, sondern das sind vornehmlich die Kirchensteuern, die die Gemeindemitglieder gezahlt haben. Nun hat der McKinsey-Unternehmensberater Thomas von Mitschke-Colande, der ja in den letzten Jahren Einblick in die Finanzstruktur einiger deutscher Bistümer bekommen hat, vorgeschlagen, die Gehälter der oberen Amtsträger in den Bistümern deutlich zu kürzen. Zuletzt solle man an der Basis in den Pfarreien Einsparungen durchsetzen. Hier liege die Zukunft der Kirche. Die entscheidende Frage scheint mir aber nicht zu sein, wie, wann und wo eingespart wird, sondern vielmehr, wer darüber entscheidet, wie, wann und wo eingespart wird.

Schleichwege

Nur wenn die Aufgaben der Mitglieder der Kirchenvorstände und Kirchensteuerräte überschaubar bleiben, können diese Aufgaben auch von Ehrenamtlichen kompetent erfüllt werden. Je unübersichtlicher die Aufgabenfelder werden, desto abhängiger sind die Ehrenamtlichen von den „hauptamtlichen“ Fachleuten. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein „ehrenamtlich“ arbeitender Kirchenvorstand die finanziellen Angelegenheiten einer Pfarrei mit 30.000 Pfarrangehörigen und acht katholischen Kindergärten kompetent bearbeiten soll. Was die Kirchensteuer angeht, glaube ich, dass uns da - schneller als uns lieb ist - Hören und Sehen vergehen wird. Am Schluss eines Artikels mit dem Titel „Staat, Kirche, Religionen“ - erschienen auf S. 6 der FAZ vom 1. 8. 2005 - schreibt Prof. Rudolf Lill: „Aufgrund der Konstellationen der Zeit um 1945 sind die Kirchen in Deutschland mächtiger

geworden als anderswo, dazu aufgrund des Geldes, das ihnen seitdem zugekommen ist, sehr reich und auch, wie so vieles in Deutschland, überbürokratisiert. Von den Kirchen Frankreichs und Italiens könnten sie lernen, dass und wie man mit weniger Geld und weniger Bürokratie in die Gesellschaft wirken kann. Vor allem sollten sie selbstkritisch bedenken, dass die demographische und kulturelle Basis, auf der die Rechtsposition der Kirchen in Deutschland vor gut fünfzig Jahren neu bestimmt worden ist, kontinuierlich schwindet. Durch den forcierten Geschichtsverlust schwindet zugleich die Kenntnis der geschichtlichen Hintergründe dieser Rechtsposition - und darüber deren Akzeptanz.“

Auswege

Wenn es um die Frage geht, wer wofür von wem bezahlt wird, geht es immer auch um das Verhältnis von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen, um die Motivierung und um die Schulung von Ehrenamtlichen und eben auch um die Frage, wer wen wofür anstellt. Einer der Hauptgründe, die für das Zusammenlegen von Gemeinden angeführt werden, ist immer wieder der Hinweis auf die fehlenden Gelder. Aber es geht nicht nur um Geld, es geht auch um Zeit und Einsatz. Denn das ist richtig: Wenn sich keine Kandidatinnen und Kandidaten mehr für den Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand finden, wie soll dann noch das Leben in einer Pfarrgemeinde aufrechterhalten werden? Dann muss die Frage gestellt werden: Haben wir die Strukturen und Gremien so organisiert und geordnet, dass es Spaß und Freude macht, in ihnen zu arbeiten, sich einzusetzen und Verantwortung zu übernehmen? Das ist sicherlich nicht der Fall, wenn wir denen, die wir zum Mittag einladen, von vornherein sagen: „Mitarbeiten dürft ihr gerne - aber entscheiden, das machen andere für euch!“ Demgegenüber sollte in allen Bereichen die folgende Regel Beachtung finden: Keine Entscheidung ohne die Beteiligung der von dieser Entscheidung Betroffenen!

Viertens: Die Option für eine Gemeindeleitung „vor Ort“

Rückwege

Die Verknüpfung von Gemeindeleitung und Priesteramt ist nicht aufrechtzuerhalten, wenn man an den bisherigen Zugangswegen zum Priesteramt festhält. Diese Aussage gilt nicht nur für unser Bistum Münster - untermauert wird das durch die Zahl der Priesteramtskandidaten im Collegium Borromäum - sondern meines Erachtens weltweit. Kürzlich berichtete die französische Tageszeitung „La Croix“: Von den rund 13.500 Priestern in Frankreich sind nur 3.600 jünger als 55 Jahre. Der Versuch, das Problem durch die Übernahme von Priestern aus Ländern wie Polen und Indien lösen zu wollen, erweist sich als immer fragwürdiger.

Schleichwege

Es wird gesagt: Gerade weil die Menschen heute mobil sind, sind sie auch nicht mehr angewiesen auf die „Gemeinde vor Ort“. Platt gesagt: Ich hab`s sowohl bei uns im Priesterrat als auch vom Essener Generalvikar Hans-Werner Thönnies gehört: „Die Neustruktur der Gemeinden? - Das ist doch alles nur eine Frage der Parkplätze!“ Demgegenüber stimme ich dem Wiener Pastoraltheologen Paul Michael Zulehner zu, der in einem Aufsatz geschrieben hat: „Je mobiler eine Gesellschaft ist, desto größer ist die Sehnsucht nach einem Dach über der Seele.“ 1979 hat der Pastoraltheologe Ferdinand Klostermann sich mit der Frage „Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde?“ beschäftigt. Er führte aus, dass man zu einer Untergliederung großer, pastoral nicht mehr zu bewältigender Pfarreien kommen müsse, **um die Anonymität zu überwinden und Lebenskreis und Glaubensgemeinschaft wieder in Deckung zu bringen**. Und weiter: Daraus folgt, dass überdimensionierte Großpfarreien geteilt oder substrukturiert werden müssen, das heißt, dass Teil-, Sprengel- bzw. Wohnviertelgemeinschaften errichtet werden müssen.

Normzahlen seien schwer anzugeben, da nicht nur die zahlenmäßige Größe, sondern auch die soziogeographische Situation zu bedenken ist. Als Kristallisationspunkt des kirchlichen Lebens sollte in jedem Wohnviertel ein Versammlungsraum geschaffen werden, der nicht nur für regelmäßige Gottesdienste, sondern auch für soziale Zwecke benutzbar ist.

Bei uns in Duisburg wird zur Zeit eine der größten Moscheen in Deutschland errichtet. Aber das eigentliche Leben und Beten der Muslime, das spielt sich in den Moscheevereinen und Gebetsräumen in den einzelnen Stadtvierteln ab. Und davon gibt es angesichts von Kirchenschließungen und Kirchenabriss bald mehr als christliche Gebets- und Versammlungsräume.

Eine andere Erfahrung: In unserem Nachbarbistum Essen sollen viele Kirchen geschlossen werden. Im Zusammenhang mit den Schließungsplänen ist es zu Unruhe, Protest und auch zu Demonstrationen gekommen. Eine Essener Gemeinde hat sich mit über vierhundert Leuten auf den Weg zum Bischofshaus und Generalvikariat gemacht. Der Pfarrer der Gemeinde hat das mit den Worten kommentiert: „Wenn doch nur einige mehr sonntags zum Gottesdienst kämen, dann wäre schon etwas mehr Leben in unseren Gemäuern und nicht eine solch gähnende Leere.“

Vielleicht muss sich erst etwas bei uns ändern, damit die Leute mit Lust kommen, um miteinander menschnahe und menschenfreundliche Gottesdienste zu feiern und auch im Alltag den Glauben und die Hoffnung lebendig zu halten. Wenn Priester fehlen oder wegen ihres hohen Alters eine Gemeinde nicht mehr leiten können, müssen neue Lösungen gesucht werden: Noch gibt es Frauen und Männer, die sich in der Theologie auskennen, in der Seelsorge bewährt haben und bereit sind, die anspruchsvolle Aufgabe der Gemeindeleitung zu übernehmen. Im Bistum Basel erhalten die Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter - eigentlich müssten sie PfarreileiterInnen heißen - alle Befugnisse, Rechte und Pflichten eines Pfarrers außer der Spendung der Sakramente Beichte, Eucharistie und Krankensalbung. Predigt, Taufe und Trauungsassistenz gehören zu ihren Aufgaben. Ihnen wird ein Priester zugeordnet, nicht übergeordnet.

Auswege

In dem Diakonia-Heft Nr. 4 vom Juli 2005 findet sich ein lesenswerter Artikel des evangelischen Pfarrers Jochen Dohm zum Thema: „Kirche mitten im Trubel von Kommerz und Hektik - Die Arenakapelle Auf Schalke“. Sein Bericht macht nachdenklich. Er schreibt unter anderem: „Es ist sicherlich nicht gut, wenn es um das Bekenntnis geht, von Zahlen zu sprechen, aber ich kann auf mehr als siebzig Trauungen verweisen, die wir in die Taufgottesdienste einbezogen haben. Das gilt auch für Wiedereintritte in die Kirche. Ich befürchte, dass die neuen Gestaltungsräume (mehrere Großgemeinden werden dann zu einer Super-Gemeinde) die Anonymität noch fördern. Umso mehr gilt es, aufmerksam zu sein, um Menschen an anderen Stellen zu begegnen. Damit meine ich die Stellen, an denen die Menschen zusammenkommen, um ihre Freizeit zu verbringen. Und das ist allemal die Arena Auf Schalke. Die Strukturen laden geradezu dazu ein, die „Bringschuld“ der Kirche in die Tat umzusetzen. Inzwischen haben wir mehr als 400 Kinder in der Arena Auf Schalke getauft. Wohlgermerkt, es ist eine Begegnungsstelle, es gibt keine Gemeinde Schalke 04. So finden auch in der Arenakapelle keine sonntäglichen Gottesdienste statt.“ - Ist es so, dass die Kinder Auf Schalke getauft werden, weil die Eltern in den Gemeinden nicht mehr beheimatet sind? Ich frage weiter: Wo feiern sie dann Weihnachten und Ostern? Wo beerdigen sie Oma und Opa?

In einem grundsätzlichen Diskussionsbeitrag plädierte der Münsteraner Fundamentaltheologe Jürgen Werbick für eine Kirche vor Ort (Jürgen Werbick: Warum die Kirche vor Ort bleiben muss, Verlag Erich Wewel, Donauwörth 2002). Auch er sieht in Zeiten hoher Mobilität ein Bedürfnis der Menschen

nach Verörtlichung und nach zwischenmenschlichen Beziehungen. Gemeinde müsse als „Herberge“ ihre Zugänglichkeit aufrechterhalten. Das kann sie nach Ansicht Werbicks aber nur, wenn sie vor Ort präsent ist. Eine Pastoral, die sich nur mehr aufs Verwalten beschränkt, die um der Bewahrung des überkommenen Priesterbildes willen an Präsenz und Zugänglichkeit verliert, gehe am Eigentlichen von Kirche vorbei. Wofür wir uns im Freckenhorster Kreis einsetzen und was wir befürworten, das kann man kurz und bündig in unserem Info-Flyer und auch in unserem Flyer „Gemeinden im Umbruch“ nachlesen.

Eine Nachbemerkung

Dr. Siegfried Kleymann, Dechant des Dekanates Münster-Hiltrup, Pfarrer in der Gemeinde St. Nikolaus in Münster-Wolbeck, hat ein lesenswertes Buch mit dem Titel „O Seligkeit, getauft zu sein?“ (Aschendorff Verlag, Münster 2005) geschrieben. Das Buch ist ein engagiertes Plädoyer dafür, Ortsgemeinden als Schatz kirchlicher Gemeinschaft zu erhalten, „Kirche vor Ort“ zu hegen und zu pflegen. Seiner Feststellung in dem Kapitel „Gemeinde“ auf S. 186 stimme ich zu: „In einer Situation der Unsicherheit und des Umbruchs ist es ungewiss, ob die Hoffnung, mit der Errichtung von Großgemeinden Arbeitsgebiete zu bündeln, Aktivitäten zu konzentrieren, Energien freizusetzen und neue Initiativen zu ermöglichen, sich als zukunftssträchtiger Weg oder als großer Trugschluss erweisen wird.“ - Die Frage ist, ob wir in den Aufbruch der Kirche inmitten der Krise investieren oder in einen finanziell geordneten Abbruch. Dass ich für den Aufbruch der Tür zum Schweinestall bin, und nicht für seinen Abbruch, ist hoffentlich deutlich geworden. Mit Blick auf meine erste Vorbemerkung werden Sie diesen letzten Satz der Nachbemerkung sicherlich richtig verstehen.

UND ALS ER
DAS **BROT**
GEBROCHEN HATTE
REICHTE ER ES IHNEN,
DA GINGEN IHNEN
DIE **AUGEN AUF.**

Pastoralplanung und Lientheologinnen sowie Lientheologen im Kanton Zürich

Ein Streifzug durch eine Schweizer Kirchenlandschaft
Schweizerische Besonderheiten

von Bernhard Kopp

Ohne zwei zentrale Strukturmerkmale des katholischen Schweizer Kirchenwesens zu kennen, kann nicht verständlich über Lientheologen und ihre ortskirchliche Verankerung im Kanton Zürich gesprochen werden. Zu den Schweizer Eigenheiten zählt einmal das duale Kirchensystem und zum anderen der spezielle Ort, an dem das kirchliche Steuergeld zusammenfließt.

Dualität als Miteinander

Die Verhältnisse in der Schweiz sind bekannterweise von Kanton zu Kanton verschieden. Dennoch gibt es strukturelle Vorgaben, die in allen Regionen variantenreich durchscheinen. Dazu gehört in der Deutschschweiz ein duales Kirchensystem. So ruht das katholische Kirchengebäude im Kanton Zürich auf zwei Säulen: der staatskirchlichen und der innerkirchlichen samt ihren eigenen Rechtssystemen - Kirchenrecht (CIC) und Staatskirchen- bzw. Gemeinderecht - und Organisationsstrukturen. Im staatskirchlichen Bereich stellt die Versammlung aller Pfarreiangehörigen mit Schweizer Paß die sogenannte Kirchgemeindeversammlung, sowie auf kantonaler Ebene die Synode den „weltlichen“ Souverän dar, der die jeweilige Exekutive wählt. Die demokratischen Rechte und Pflichten werden im Geist und im Dienst des eigentlichen Souveräns, Jesus Christus, und in Verantwortung gegenüber der konfessionell verfaßten Gesamtkirche wahrgenommen - zumindest ist das der Auftrag der getauften Stimmbürger. (...) Aber eine intakte Konsenskultur und die Erinnerung der kirchlichen Sendung führen in der Regel zu einem gedeihlichen kirchlichen Leben. Die Wunderformel dafür, daß sich diese weltkirchlich ungewohnte Konstellation bewährt, heißt „Konsens“ - ein Schweizer Markenzeichen durch alle öffentlichrechtlichen Organe hindurch bis zur Regierung, die praktisch ein Allparteienmagistrat nach einer momentan brüchig werdenden „Zauberformel“ ist. Genau jene Konsenskultur hat sich bislang als Garant für ein weitgehend gelungenes Gemeinwesen Schweiz und für ein innovativökirchliches Leben bewährt.

Finanzströme fließen nach „oben“

Weiterhin gehört zum deutschschweizer Kirchensystem eine eher „marktwirtschaftliche“ Grundstruktur gegenüber einer eher „planwirtschaftlichen“ in Österreich und Deutschland: Die Kirchensteuern werden gemeindeweise eingezogen und befinden sich in der Kasse der jeweiligen Kirchgemeindeverwaltung. Sie zahlt Beiträge an die Kantonalkirche, und diese überweist einen Betrag an den Bischof in Chur und an einen deutschschweizer Gesamtpool. Der Geldstrom fließt also von unten nach oben und trocknet zum Bächlein ein. In Österreich und Deutschland bilden die bischöflichen Hände das Sammelbecken für die Kirchensteuern. Insofern wird hier zentral gesteuert und verwaltet, in der Schweiz hingegen (basis-)demokratisch. (...)

Der Strukturunterschied verursacht zum einen ein erkennbar anderes Selbstbewußtsein der Kirchenglieder und Mitarbeiter, zum anderen eine andere Organisation des Kircheseins vor Ort. Schließlich bedeutet die Verfügungsgewalt über die Finanzen auch mehr Einfluß. Das hat personell einmal zur Folge, daß die einzelne Kirchgemeinde ihr Personal in Absprache mit dem zuständigen Generalvikar, der für eine vertragliche Anstellung von Seelsorgern die Missio erteilen muß, recht eigenständig auswählt und Stellen entsprechend den pastoralen Bedürfnissen und finanziellen Möglichkeiten einrichtet sowie besetzt. Damit wird der hohe Anteil an Lientheologen verständlich, wenn auch nicht ausreichend erklärt. (...)

In der basisorientierten, stark synodalen Kirchenverfaßtheit liegt zumindest ein Grund für eine in mancher Hinsicht eigenständige, menschnahe Entwicklung der Schweizer Kirche, in der das Gottesvolk zu einflußreichen Beteiligten am kirchlichen Prozeß geworden ist.

Seelsorgende: eine Einheit in der Verschiedenheit

Mit diesen deutschschweizer Eigenheiten hängt nicht nur die relativ große Anzahl an Lientheologen zusammen. Hier hat sich noch pointierter als in anderen deutschsprachigen Diözesen eine enge Verzahnung zwischen hauptamtlichen Laien und Klerikern in der alltäglichen Arbeit entwickelt.

Als Angestellte der örtlichen Kirchenbehörde sind sie zunächst auf eine gute Team-Identität angewiesen, um als partnerschaftliches Gegenüber erfolgreich zu sein. Die „Seilschaft“ von Priestern, Diakonen und Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten ist im Kanton Zürich durchaus sakramental und funktional differenziert. Sie wandert allerdings unter der einheitlichen Bezeichnung „Seelsorger“, welche auch in den Pfarrblättern als Gattungsbegriff üblich ist, und findet Halt am gemeinsamen Seil des alle verbindenden Kircheseins und seines Heiligen Geistes. Dabei kann sogar die Führung und Leitung unterschiedlich sein. (...)

Seelsorgende in den Pfarreien arbeiten fast immer im Team, oft genug verstehen sie sich als Leitungsteam der Pfarrei. Einzelkämpfertum gibt es kaum mehr. Teamfähigkeit gehört zu einer Kardinaltugend jedes Seelsorgers, jeder Seelsorgerin und sorgt für eine höhere Beziehungsdichte, mehr Transparenz und Produktivität. Die Leitenden werden bei Entscheidungen entlastet, sie benötigen aber Verhandlungsgeschick, Überblick und Klarheit mit Profil. Die Thematik der Gemeindeleitung wird eigens im Pastoralplan 1 reflektiert und später aufgegriffen.

Ein Pastoralplan mit Innovation

Auf diesem binär strukturierten kirchlichen Parkettboden entstand 1999 der Pastoralplan 1 für den Kanton Zürich (...) Der Plan präsentiert eher ein Leitbild, das von den gewachsenen Gegebenheiten ausgeht und prospektiv Akzente setzt. Bereits der Titel des Papierses setzt einen programmatischen Schwerpunkt: „Für eine lebendige und solidarische Kirche“.

Diakonische Präferenz

Das üppige, 80-seitige „Arbeitspapier für den Kanton Zürich“ (...) enthält eine wegweisende Prioritätensetzung, die unter Umständen mehr dem Heiligen Geist als dem Kalkül der Verfassergruppe, zu welcher auch der Autor dieses Artikels gehörte, zu verdanken ist: **Die Diakonie in ihren Dimensionen von Barmherzigkeit und Gerechtigkeit wurde als Grundfunktion unseres Kircheseins ausdrücklich der Verkündigung und Liturgie vorangestellt** - eine theologische Paradigmenverschiebung, die neutestamentlich begründet wird.

Welche Konsequenzen hat diese Pointe für die Seelsorgenden, also für Laientheologen und Kleriker? Zunächst einmal geht es nicht um ein Plädoyer für mehr Sozialarbeiter, das Besitzstandsängste bei den Seelsorgern auslösen könnte, sollten ihre Stellen eventuell umgewidmet werden. Solches wäre gerade ein Indiz für ein Mißverstehen des Papiers. Nein, ein diakonales Bewußtsein in allen kirchlichen Vollzügen und Tätigkeiten ist gemeint. Vom Religionsunterricht bis zur Homilie, von der Öffentlichkeitsarbeit bis zur Liturgiegestaltung geht es darum, daß z.B. Randständige in unseren Pfarreien die Mitte bilden sollen: „Menschen, die in der Gesellschaft Randgruppen sind, bilden in einer christlichen Gemeinde nicht den Rand, sondern stehen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Gemeindemitglieder nehmen diese Menschen in ihre Mitte und sprechen ihnen Würde und Sympathie zu.“ (...)

Der Pastoralplan 1 votiert für eine bewußte, diakonische Lebensbrille: „Die Mitwelt wird durch die Augen der Benachteiligten gesehen und beurteilt. Stellvertretend für Bedürftige, psychisch und materiell Notleidende oder Benachteiligte erheben Christen ihre Stimme und reden den Verantwortlichen ins Gewissen.“ Unsere verkündigungs- und liturgielastige Pastoral soll durch das diakonische Handeln nicht nur ein neues Bewahrheitungs- und Echtheitskriterium erhalten, sie soll darüber hinaus ein zusätzlicher Ort der Gottesbegegnung und somit biblisch authentischer sein.

Diakonie: eine befremdliche Option

Auf der Wertehierarchie der Kirchentreuen wie auch der Hauptamtlichen steht das sozial-diakonale Handeln meist an letzter Stelle, wie eigene Beratungen in Pfarreien sowie professionelle Erhebungen, aber auch Sitzungstraktanden und Pfarreiprogramme belegen. Damit ist keineswegs gesagt, daß diakonales Handeln im Alltag der Pfarreien fehlen würde. Ganz im Gegenteil: Kaum eine Pfarrei hat keine Gruppe von Frauen - Männer sind äußerst selten -, welche Kranke, Senioren und Jubilare besuchen oder die Krankenkommunion ins Haus bringen. Aber in der Bedeutungshierarchie des religiösen Bewußtseins handelt es sich eher um einen pragmatischen Appendix eines Eigentlichen, das sich in den gottesdienstlichen und sakramentalen Vollzügen ereignet.

Entsprechend dieser diakonischen Option des Pastoralplanes 1 wird für die Lientheologen ein Bereich eröffnet, in dem sie vor allem animatorisch und evangelisierend tätig sein sollen. Manche Lientheologen wittern hinter der diakonalen Schwerpunktsetzung eine durch die Kirchenleitung beabsichtigte Abschiebung ihres Standes in den weltlichen Bereich, um dadurch die kirchenpolitischen Konfliktfelder mit ihnen innerhalb des Liturgischen (Predigt) und der Ökumene zu entlasten. Abgesehen davon, daß beim Zürcher Pastoralplan 1 diese Intention nicht erkennbar ist, verrät sich hinter diesem Denken genau jene Geringschätzung des Diakonales, die bereits genannt wurde: Das Eigentliche passiert im geweihten Raum, aus dem man sich verdrängt fühlt. Hingegen erscheint der Aufbau einer Geh-hin-Kirche zu den kleinen „Brüdern und Schwestern Jesu“ offensichtlich der eher uneigentliche, quasi akzidentielle Kirchenvollzug zu sein. Der Pastoralplan 1 sieht stattdessen in den Armen und Randständigen einen zentralen Begegnungsort mit Jesus Christus.

Eine solch visionäre Präferenz nagt an den pastoralen Selbstverständlichkeiten, an Verkündigungs-routine und liturgischer Engführung und zwar bei den Pfarreimitgliedern genau so wie bei den Seelsorgenden und anderen Mitarbeitern. Der diakonische Perspektiven- und Positionswechsel in einer materiell recht satten Kirche ist immens schwierig und braucht viel Zeit. Für eine „diakonische Wende“ in der Kirche sind noch einige bewußtseinsmäßige und emotionale Blockaden zu überwinden, da ist noch manches an religiöser Sozialisation und Frömmigkeit neu zu orientieren. Die indikative Setzung eines erneuerten Kircheseins im Pastoralplan 1 befreit aber auch zu mutigen Vorstößen und motiviert ein solidarisches Alltagsengagement. (...)

Amt und Dienste im Pastoralplan 1

Der Pastoralplan 1 liefert keine Theologie der kirchlichen Ämter, erst recht keine stimmige Einbindung des laientheologischen Status in den Ordo. Aber er wirft theologische Schlaglichter, die einen Raum zum Leben und Horizonte zum Weiterdenken eröffnen. Unter dem Titel „Wer trägt das kirchliche Leben?“ steht am Anfang das „Priestertum aller Getauften“, das mit einem Verständnis der „Kirche als Volk Gottes und als Leib Christi“ korrespondiert. Nach einer Beschreibung und Würdigung der freiwilligen bzw. ehrenamtlichen Mitarbeiter, wird das sakramentale (Weihe-)Amt als Dienst an der Gemeinde betont. (...)

Im Kapitel „Kirchliche Dienste ohne sakramentale Bevollmächtigung“ ist die Rede von einer „legitimen Entflechtung der früher auf das Priesteramt gehäuften Aufgaben“. Für diese laientheologischen Dienste gilt: „Schwerpunktmäßig sind die einen mehr diakonisch ausgerichtet, andere mehr der Liturgie oder der Verkündigung und der Bildung verpflichtet, wieder andere vor allem mit Leitungsaufgaben befaßt. ... Die klassische Grenzziehung zwischen Klerus und Laien ist fließend geworden. Jedenfalls beweisen die neuen Dienste die Lebendigkeit unserer Gemeinden in einer Kirche, deren Ordnung sich in einem ständigen Veränderungs- und Wachstumsprozeß befindet.“

Nachdem darauf hingewiesen wird, daß alle kirchlichen Berufungen in der Regel durch Menschen, konkret durch die Gemeinde vermittelt werden, fordert der Pastoralplan 1 klarere und differenziertere Konturen der pastoralen Rollen und des jeweiligen Selbstverständnisses „Die einzelnen Berufungen können nicht durch ein bloßes Mehr oder Weniger an Aufgaben, Qualifikationen oder an Christusnähe voneinander abgegrenzt werden ...“ (...)

Laientheologinnen und Laientheologen im Leitungsdienst

Auf eine Besonderheit der deutschsprachigen Schweizer Kirche hat die oben zitierte Schwerpunktsetzung des Pastoralplanes 1 beim Dienst der Laientheologen hingewiesen: Neben Diakonie, Liturgie, Verkündigung und Bildung werden auch „Leitungsaufgaben“ genannt. Und damit wird auf die offizielle, diözesan verwendete Funktion des „Gemeindeleiters“ angespielt. 56% der Zürcher Pfarreien werden durch einen Pfarrer geleitet, die restlichen von einem Laientheologen bzw. einer Laientheologin, 6 von einem Diakon. Die Kirchgemeindeversammlung wählt den Pfarrer für 6 Jahre und bestätigt ihn im Normalfall nach dieser Amtsperiode. Gemeindeleiter werden bislang nicht vom Volk gewählt, sondern von der Kirchenpflege (Kirchenvorstand - Red.) nach der Beauftragung durch den Bischof angestellt. Ein Antrag, Gemeindeleitende ebenfalls durch die Volkswahl zu legitimieren, ist von der Synode noch nicht abschließend behandelt worden. Leitung wird im Pastoralplan 1 zunächst als gemeindenotwendiger Dienst bezeichnet: „Gemeinde braucht Leitung“, die durch ihre Christus- und Menschenverbundenheit ausgezeichnet ist. „Weil alle Leitungämter in der katholischen Kirche Dienstämter sind, sind sie von ihrem eigenen Selbstverständnis her zu Partizipation und Kooperation verpflichtet. Leitung im kirchlichen Sinn bedeutet nicht Herrschaft, sondern Begleitung, Moderation, Wegweisung und Vernetzung mit dem Gesamt der katholischen Glaubensgemeinschaft, insbesondere mit der Ortskirche und ihrem Bischof.“

Selbst wenn der Priester als der „geborene“ Gemeindevorsteher bezeichnet wird, weil er das Sakrament und das Amt der Einheit auf einmalige Weise in der Eucharistie verbindet, erfordert doch der Pfarrermangel im Kanton Zürich hauptamtliche Laien, die Leitungsaufgaben übernehmen, welche nicht notwendigerweise zum priesterlichen Amt gehören. Mit dem Verweis auf can. 517 _ 2 CIC „handelt es sich also nicht um kirchliches Notrecht, sondern um eine Erweiterung des ordentlichen Rechtes“.

Nun mag bei diesem Argumentationsfluß die Logik ein wenig hinken. Tatsache ist, daß die Seelsorge in den Pfarreien durch diese „kreative Antwort auf eine Ausnahmesituation“ lebendiger gedeihen kann, als wenn es diese Funktion nicht gäbe oder sie versteckt faktisch ausgeübt würde. Die grundsätzlich sakramentale Struktur des kirchlichen Leitungsamtes muß deshalb nicht in Vergessenheit geraten, wenn regelmäßig ein Priester beziehungsreich in der Pfarrei wirkt, vor allem in der Eucharistie. (...)

Zur Zürcher Kirchenrealität gehört, daß im Alltag der Pfarreien Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter für die breite Mehrzahl der Pfarreimitglieder eine Selbstverständlichkeit sind. Ihre Wertschätzung hängt an ähnlichen Fäden wie jene der Priester, nämlich an sehr persönlichen, und zwar auf beiden Seiten solcher Kommunikation.

Profil der Seelsorgenden

Der akute Mangel an Priestern wie auch an Laientheologen führt zu einer minimalen Auswahl bei Stellenbesetzungen und damit zunehmend zu Defiziten bei den Hauptamtlichen. Wenn bei einer Bewerbung manchmal wahllos nur nach dem geringsten Schaden, den ein Kandidat bzw. eine Kandidatin schlimmstenfalls verursachen könnte, entschieden wird, ist das für ein Unternehmen auf

Dauer ruinös. Zwar kann der Heilige Geist auch aus Ruinen Heilvolles schaffen; aber allzu leichtfüßig wird diese Glaubenseinsicht manchmal mißbraucht, sei es zur Entlastung bei selbstverursachten Problemen, sei es aus bequemer Gleichgültigkeit.

Persönliche Defizite müssen bei entsprechender Einsicht andererseits keineswegs schicksalhaft sein, sondern können thematisiert und bearbeitet werden. Für solche Prozesse ist die eigene Spiritualität oft ungeeignet und professionelle Unterstützung angesagt. „Beziehungsarbeiter“, die Seelsorgende nun mal sind, auch wenn dieser Begriff arg grobschlächtig klingt, benötigen Selbstvertrauen, Empathie und spirituelle Erdung. Der Pastoralplan 1 bringt ihr Anforderungsprofil präzise und realistisch auf den Begriff, geradezu eine Folie für Bewerbungsgespräche. „Seelsorger und Seelsorgerinnen müssen beziehungsfähig und beziehungsicher, sozial und kommunikativ kompetent sein. Sie sollen Menschen begleiten, beraten, orientieren, ermutigen, trösten, bewegen, oft genug einfach aushalten. Dafür braucht es kritisch-konstruktiv denkende und konfliktfähige Menschen.(...) Nicht ein vollendetes Menschsein ist gefragt, aber ein klares Selbstverständnis vom eigenen Auftrag und ein selbstkritisches Wissen um eigene Grenzen, Offenheit für Lernprozesse und eine Spiritualität, die aus der Verbundenheit mit Gott diese Eigenschaften fordert.«

Auf der Leitungsebene eines Seelsorgeraumes gibt es auch die Option einer „doppelköpfigen Leitung“: der priesterlichen Gesamtleitung des Raumes und der administrativen Leitung durch einen Nichtpriester, also die Aufteilung der Jurisdiktions- und Delegationsvollmacht sowie der operativen Führung und Koordination auf zwei Personen, zwischen denen eine große pastorale Übereinstimmung und persönliche Nähe notwendig ist. Dabei wird ein modifiziertes pfarreiliches Gemeindeleitermodell auf die Ebene des Seelsorgeraumes transformiert.

Fazit:

Die beiden Pastoralpläne im Kanton Zürich eröffnen den Pastoralassistenten und Pastoralassistentinnen keine neuen Wirkungsräume, sie bauen aber auch keine ab. Sie schreiben vielmehr die bisherigen heilvollen Erfahrungen mit neuen Akzenten fort: den diakonischen Schwerpunkt und die Möglichkeit einer neuen Organisationseinheit „Seelsorgeraum“. Dabei stehen sie nicht mit dem Rücken zur Alltagsrealität und ihren Spannungen, sondern integrieren diese in eine Perspektive samt konkreten Vorschlägen, die durchaus Lust machen kann, in dieser Ortskirche als Lientheologe oder Lientheologin zu arbeiten.

Vertrauen und Verantwortung - Geschenk der Gemeinden an die Gesellschaft

Interview: Hadwig Müller - Erzbischof Albert Rouet

„Wir müssen uns die Bedingungen geben, um heute neu zu leben,“ meint der Erzbischof von Poitiers, Albert Rouet, im Gespräch mit Hadwig Müller und nimmt Stellung zu aktuellen Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft.

(...)

Gemeinde im Brennpunkt

Hadwig Müller: Was macht für Sie eine christliche Gemeinde aus? Welches sind für Sie die wichtigsten Elemente?

Bischof Rouet: Unter den Elementen, die ich für die wichtigsten halte, ist zunächst die Reife der christlichen Gemeinden. Eine Gemeinde ist nicht primär ein Freundeskreis, sie verlangt, zusammen einen selben Auftrag und damit auch eine gemeinsame Bürde zu tragen (ein selbes „munus“). Diese Reife geht zusammen mit Verantwortung. Eine Gemeinde ist in dem Maß offen, in dem sie sich verantwortlich für das fühlt, was sie mit anderen teilt. Das innere Leben einer Gemeinde ist gerade der Beweggrund, der sie dazu bringt, sich mit Leidenschaft anderen zuzuwenden.

Hadwig Müller: Verwirklichen die „örtlichen Gemeinden“ das *Aggiornamento* der Kirche von Poitou? In welchem Sinn?

Bischof Rouet: Die im Nahbereich lokaler Lebensbezüge verorteten Gemeinden sind kein „aggiornamento“ der Kirche in Poitou, wenn man das Wort im Sinne einer Reinigung versteht, bei der man den Glanz vergangener Schönheit wiederherstellt. Diese Gemeinden sind vielmehr eine Rückkehr zu den Grundgegebenheiten der Apostelgeschichte, wo in der Treue zu den Sakramenten der christlichen Initiation das religiöse und menschliche Leben einer/eines jeden Gläubigen ernstgenommen wird. In diesem Sinn sind die Wahlen in den örtlichen Gemeinden ganz wesentlicher Ausdruck dieser Reife im Glauben - einer Reife, die ich für meinen Teil mit dem Sakrament der Firmung verbinde.

Hadwig Müller: Was ist für Sie das kostbarste Geschenk, das die im Nahbereich verorteten Gemeinden der Gesellschaft machen?

Bischof Rouet: Das kostbarste Geschenk der örtlichen Gemeinden an die Gesellschaft sind, ganz klar, das Vertrauen und die Verantwortung: Vertrauen, das die einen den anderen schenken, und unter ihnen gerade auch jenen, die keine Hochschulstudien gemacht haben, die nicht mit herausragenden Fähigkeiten begabt sind, die aber ihre Wahrheit und Authentizität beitragen können; und die Verantwortung, die jede, jeder Getaufte an seinem Platz ausüben kann. Es gibt keine unnützen Knechte. In diesem Sinn sind die örtlichen Gemeinden innerhalb der Gesellschaft ein Zeichen für den Wert eines jeden ihrer Mitglieder.

Hadwig Müller: Stellen die im Nahbereich verorteten Gemeinden eine der gegenwärtigen Situation besser angepasste Gestalt kirchlicher Organisation dar oder eine neue Weise, Kirche zu sein?

Bischof Rouet: Für mich ist es nie darum gegangen, in erster Linie eine angepasste Organisation zu

wollen, denn dabei geht es ja um nichts anderes, als alte und offensichtlich veraltete Rezepte umzuarbeiten. Dagegen sind die örtlichen Gemeinden wirklich eine neue Form, als Kirche da zu sein: das heißt, Christinnen und Christen als geteilte Verantwortung und als Begeisterung in ihrem Glaubenszeugnis zurückzugeben, was ihnen das Evangelium als persönliche Würde zuspricht.

Amt - Macht - Dienst

Hadwig Müller: *Welche Beziehungen zwischen Priestern und Laien würden den Anforderungen unserer Welt heute entsprechen?*

Bischof Rouet: Ihre Frage zielt auf das Machtverhältnis zwischen Priestern und Laien. Es liegt offen zu Tage, dass jeder Dienst Macht mit einschließt, und sei es die Macht, einen Beitrag zu leisten. Hier steht weniger das Gegebensein von Macht zur Debatte als die Weise, in der von ihr Gebrauch gemacht wird. Zu diesem Punkt enthält das Evangelium zahlreiche Hinweise, auf denen Christus selber besteht. Priester zu sein, verleiht nicht das Recht, eine Macht auszuüben, die Laien einschränken würde. Ich erinnere gern daran, dass der Stolz des Vaters darin besteht, seinen Kindern zu gestatten, erwachsen zu werden. In der Frage der Machtausübung könnte das Wort von Johannes dem Täufer als Referenz dienen: „Sie müssen wachsen, ich aber muss abnehmen.“ Der Priester ist es, der im Dienst der örtlichen Gemeinden steht, nicht die Leute sind dazu da, „dem Herrn Pfarrer zu helfen“.

Hadwig Müller: *Würde die wache Einstellung auf die gegenwärtige Situation (aggiornamento) neue Dienstämter verlangen? Wie steht es um die „anerkannten Dienstämter“?*

Bischof Rouet: Ganz sicher brauchen wir neue Dienstämter! Wenn eine Christin, ein Christ die eigene Verantwortung übernimmt, so drückt sich darin nur die Würde aus, die sie, die er durch die Sakramente der christlichen Initiation empfangen hat. Aber zu den Dienstämtern gehört, dass ein Brief mit einer Beauftragung durch den Bischof empfangen wird, die dieser als Nachfolger des Apostelkollegiums erteilt, als derjenige also, der die Aufgabe hat, die Evangelisierung wach zu halten und den christlichen Gemeinden Leben zu ermöglichen.

Es ist daher entscheidend, dass Christinnen und Christen diese Dienstämter von einem anderen, das heißt vom Bischof empfangen. Diese Notwendigkeit des Empfangens der Sendung durch einen anderen entspricht dem Verhältnis zwischen Gemeinden und Dienstämtern, in dem letztere die Seite einer nicht reduzierbaren Alterität vertreten. Das gilt ja für die Kirche als ganze, dass sie aus Gemeinden und Alterität gebildet ist, das heißt, aus Christinnen und Christen und den durch andere gesandten Amtsträgern. Die „anerkannten Dienstämter“, wie sie in unserer Diözese mit einem Wort von Papst Johannes Paul II. genannt werden, sind wirklich grundlegend für das Leben der Diözese. Sie entwerfen die Aktivitäten neu, sie unterstützen die Gemeinden. Man merkt, dass dort, wo diese Dienstämter existieren, das Evangelium neu Bedeutung gewinnt.

Hadwig Müller: *Welchen Sinn hat für Sie der Terminus „aggiornamento“ auf dem Hintergrund einer Beschleunigung der Veränderungen unserer Gesellschaft, die bedeutet, dass wir eigentlich immer zu spät sein werden, wenn wir dem „Heute“ zu entsprechen versuchen?*

Bischof Rouet: „Aggiornamento“ bedeutet für mich nicht einfach eine Veränderung des Erscheinungsbildes oder ein Ersetzen dessen, was überholt ist. „Aggiornamento“ ist ein Aufarbeiten und Ins-reinebringen so wie der Tag anbricht, als neuer Tag an jedem Morgen. Das heißt: Wir sollen uns nicht fragen, wie wir dem Geschmack des Tages entsprechen können! Wir brauchen nicht um jeden Preis die unmittelbaren Herausforderungen zu beantworten, sonst nehmen uns die Bedürfnisse des Tages ganz und gar gefangen.

Vielmehr müssen wir uns – ausgehend von der Neuheit des Evangeliums – die Bedingungen geben, um uns heute zu entfalten und heute neu zu leben. Die Treue ist immer schöpferisch, sonst ist sie nichts als Wiederholung. „Aggiornamento“ bedeutet, dass ein neuer Tag anbricht, weil Christus auf uns zukommt.

(Interview und Übersetzung: Hadwig Müller)

Zum Jahresthema „Gemeinde“ hat der AK-Gemeinde des Ständigen Arbeitskreises die folgenden zwei Papiere erarbeitet. Das erste soll als Planungs- und Argumentationshilfe an die Gemeinden im Bistum versandt werden, das zweite, „Gemeinde aus dem Geist Jesu“, können Gemeinden und alle Interessierten anfordern bei: Angelika Wilmes, Albachtener Str. 101 e, 48163 Münster, Tel.: 02536/1408, Fax: 02536/344946, E-Mail: fk-wilmes@t-online.de .

Möglichkeiten, innerhalb von fusionierten Großpfarreien und Seelsorgeeinheiten Gemeinden vor Ort zu erhalten

Gemeindestruktur und -organisation

Vorbemerkungen

1. Begriffsklärung

In einer vom Bistum Münster herausgegebenen Arbeitshilfe zur Pfarrgemeinderatswahl 2005 hat Cornelia Bolle-Severin daran erinnert, dass es angesichts der gegenwärtigen Veränderungen kirchlicher Strukturen zwei Begriffe deutlicher zu unterscheiden gilt: „Pfarrei“ und „Gemeinde“.

Pfarrei ist danach ein kirchlicher Territorialbezirk, in dem ein Pfarrer Verwaltung und Seelsorge verantwortlich leitet und zu dem Getaufte durch Wohnzugehörigkeit zwangsläufig gehören. Diesen kann die kirchliche Behörde gründen, aufheben oder vergrößern.

Gemeinde ist im Gegensatz dazu ein Zusammenschluss von Christen zu einer überschaubaren Gemeinschaft, gebildet aus freier Entscheidung und nicht an territoriale Grenzen gebunden. Im Folgenden möchten wir diese beiden Begriffe verwenden und sauber auseinander halten.

2. Unser Anliegen

In der Präambel der Kommission 13 des Diözesanforums heißt es: „Erstaunliche technische Errungenschaften, vielfach verbunden mit einer weltweiten Informationsflut, bestimmen heute weitgehend das Leben der Menschen. Dabei verkümmern zusehends persönliche Beziehungen und lassen Zuwendung und menschliche Nähe vermissen. ... Eine christliche Gemeinde, die sich vom Geist ihres Herrn Jesus Christus getragen weiß und in ihm lebt und wirkt, kann in der heutigen oft beziehungslosen Zeit Aufmerksamkeit wecken und Menschen zum Staunen bringen.“

Das Diözesanforum weist auf die Lehre des Konzils von Kirche und Gemeinde als „communio“, Gemeinschaft hin, auf die „fundamentale Gleichheit aller Christen/Christinnen“, auf die „gemeinsame Verantwortung aller für die glaubwürdige Bezeugung der Botschaft Jesu“. (Diözesanforum, Kommission 8, 2.2.) Weiter stellt es fest: „Träger der Seelsorge ist die Gemeinde als Ganze. Deren Verlebendigung wird vor allem durch das Aufspüren und Fördern der vielfältigen Begabungen erreicht, die in jeder (kleinen) Gemeinde vorhanden sind.“ (Diözesanforum, Kommission 9, S. 9)

Der **Freckenhorster Kreis** hat sich zum Ziel gesetzt, solchen Gemeinden, die aufgehört haben, als Pfarreien zu existieren, und die zu neuen Pfarreien zusammengeschlossen worden sind, zu helfen, ihre Identität zu wahren oder gar neu zu finden. Dabei wird sowohl die Loyalität zu der Pfarrei als auch das geltende Kirchenrecht gewahrt.

A: Leitung und Koordination in der Gemeinde

Die einzelnen Teilgemeinden brauchen die Gemeinschaft mit anderen Gemeinden vor Ort und mit der Pfarrei. Diese steht ebenso wie das Amt im Dienst der Gemeinde, das heißt in einem subsidiären Verhältnis zu ihr: Was „vor Ort“ geleistet werden kann, sollte auch dort angesiedelt bleiben. Die Gemeinde entscheidet selbst, was nach oben delegiert wird.

1. Möglichkeit:

Ein ehrenamtlicher Leiter oder eine Leiterin (vom Bischof beauftragt) und ein begleitender Hauptamtlicher (Priester oder Pastoralreferent/in) aus dem Seelsorgeteam der Pfarrei

Die Gemeinde kann ein Gemeindeglied, das seine Qualifikation für Leitungsaufgaben bereits unter Beweis gestellt hat, für die Gemeindeleitung beauftragen. Ein solcher Leiter, eine solche Leiterin sollten bestimmte Voraussetzungen mitbringen:

Er oder sie sollte

- in der Gemeinde und in ihren Gruppierungen anerkannt sein,
- integrierend und ausgleichend wirken,
- sowohl theologische als auch soziale Erfahrung besitzen,
- bereit sein, sich für die Leitungsaufgabe weiterzubilden.

Der/die Leiter/in sollte in enger Verbindung zur Pfarrei Mitverantwortung dafür tragen, dass die regelmäßige Feier der Eucharistie in der Gemeinde gewährleistet ist oder dass bei Fehlen eines Priesters ein Wortgottesdienst gefeiert werden kann. Hierfür kann auch ein Predigtendienst für Laien mit Beauftragung durch den Bischof aufgebaut werden.

2. Möglichkeit:

Leitungsteam für unterschiedliche Aufgaben mit ehrenamtlichem Leiter, dem ein Hauptamtlicher (Priester oder Pastoralreferent/in) aus dem Seelsorgeteam der Pfarrei zugeordnet ist

Die Gemeinde als Träger ihrer Dienste schafft sich diese Dienste entsprechend ihren Bedürfnissen und Möglichkeiten. Effektiver und für Ehrenamtliche realistischer als die 1. Möglichkeit ist die Bildung eines Leitungsteams, in dem Aufgaben und Verantwortung geteilt sind und das mit dem oder der Hauptamtlichen aus der Pfarrei zusammen die Ortsgemeinde leitet.

Mögliche Aufgabenverteilung:

- Verantwortliche/r Gemeindeglied/er/in (möglichst mit bischöflicher Beauftragung): Koordination der Gemeindeaufgaben und Gemeindeguppen, Bereitstellung regelmäßiger Kontaktmöglichkeit (eventuell gemietetes oder zur Verfügung gestelltes Gemeindebüro mit ehrenamtlicher oder bezahlter Bürokraft, Kontakttelefon, E-Mail, Internet), Verantwortung für die Durchführung des Gemeindekonzepts; Transparenz zur Pfarrei hin sollte stets angestrebt werden;

- Verantwortliche/r für Liturgie: Kontakt mit einem Priester der Pfarrei; Bildung eines Liturgie-teams aus den Gruppen der Gemeinde zur Vorbereitung der Eucharistiefiern und - bei fehlendem Priester - von Wortgottesdiensten mit Kommunionfeier; Sorge für die Befähigung ehrenamtlicher Begleiter bei Taufen, Trauerfällen und Beerdigungen;
- Verantwortliche/r für die Gemeindekatechese: Koordinierung und Gesamtplanung der Sakramenten- und Katechese; Planung von Maßnahmen zur Erwachsenen- und Jugendkatechese (Predigt-reihen zur theologischen Bildung, Vorträge, Gemeindetage ...); Sicherstellung der theologischen und aufgabenspezifischen Fortbildung des Leitungsteams und der übrigen Ehrenamtlichen;
- Verantwortliche/r für soziale und diakonische Aufgaben: Koordinierung des gesellschaftlichen Engagements der Gemeinde entsprechend der Gemeindesituation und dem Umfeld der Gemeinde (Sozialsprechstunde oder Sozialbüro, Kontakt zu Flüchtlingen, politischer Einsatz für Randgruppen);
- Verantwortliche/r für Finanzen: Beantragung eines eigenständigen, frei verfügbaren Finanz-fonds' bei der Pfarrei für die Aufgaben der Gemeinde; eventuell Initiieren einer gemeinde-eigenen Stiftung, z.B. zur Finanzierung von Bürostunden oder Honorarkräften für bestimmte Aufgaben.

Da die Beanspruchung durch die Leitung einer Gemeinde weit über den Rahmen eines Ehrenamts hinausgeht und auch Kosten verursacht, sollte eine angemessene Aufwandsentschädigung gezahlt werden, wie es auch das Ehrenamtspapier unseres Bistums vorsieht.

B: Entscheidungsgremium Gemeindeausschuss

Auch die Gemeinde braucht ein gewähltes Gremium, das die Leitung in ihrer Arbeit unterstützt und so die Beteiligung der Gemeinde an den anstehenden Entscheidungen garantiert.

Jede Gemeinde wählt ein Gremium („Gemeindeausschuss“, „Gemeinderat“, „Runder Tisch“), das zusammen mit dem Gemeindeglieder oder dem Leitungsteam die erste Verantwortung für die Seel-sorge und die Beziehungen der Menschen vor Ort trägt. „Geborene“ Mitglieder dieses Gremiums sind die gewählten Vertreter des Pfarreirates aus der Teilgemeinde. Sie sind wichtiges Bindeglied zwischen Gemeinde und Großpfarrei.

Der Gemeinderat wird zeitgleich mit dem Pfarreirat gewählt. „Geborene“ Mitglieder des neuen Gemeinderates sind die neugewählten Mitglieder des Pfarreirates, die in der Gemeinde vor Ort wohnen. Das Leitungsteam der Gemeinde wird dann vom neuen Gemeinderat nach dessen Konstituierung gewählt. Es erhält Begleitung, Unterstützung und Schulung vom Pfarrer und von allen Verantwortlichen in der Pfarreileitung.

C: Konkrete Hinweise

Schulung der Ehrenamtlichen

Leitung vor Ort ist nur möglich nach einer qualifizierten Schulung aller, die mit Leitungsaufgaben betraut sind. Eine solche Schulung sollte vom Bistum angeboten werden und allen interessierten Gemeindegliedern offenstehen. Die Ortsgemeinden sollten sich beim Bistum immer wieder um diese wichtige Hilfe zur Selbständigkeit bemühen. Wichtig ist auch hier die Finanzierung einer Auf-wandsentschädigung.

Einrichtung eines Gemeindebüros oder eines Kontakttelefons

Für anfallende Büroarbeiten, für Anfragen und für Organisatorisches sollte eine Kontaktstelle geschaffen werden. Das kann bestenfalls das ehemalige Pfarrbüro aus der Zeit der Selbständigkeit sein mit einer aus dem Finanzfonds stundenweise bezahlten Bürokraft, aber auch ein Gemeindemitglied oder eine Honorarkraft, die diesen Dienst zu festgelegten Zeiten zu Hause ausübt. Eine solche Stelle ist unentbehrlich für die Koordination der Gemeindeaktivitäten.

Erarbeitung eines verbindlichen Gemeindekonzepts

Um unter veränderten Bedingungen „Gemeinde vor Ort“ zu bleiben oder vielleicht auch neu zu werden, empfiehlt es sich, nach einem ausführlichen Diskussionsprozess, der möglichst viele Gemeindemitglieder einbezieht, ein verbindliches Gemeindekonzept zu entwerfen, über das schließlich abgestimmt wird. Einem solchen Konzept würde jedoch Wesentliches fehlen, wenn es nur die Gemeinde- und Leitungsstrukturen festlegen würde.

Denn:

Gemeindestrukturen ergeben sich erst aus dem, was christliche Gemeinde inhaltlich ausmacht. Am Beginn der Gemeindebildung steht die Frage: Wie können wir in der heutigen Zeit angesichts der Veränderungen in Gesellschaft und Kirche Gemeinde aus dem Geist Jesu sein? Wie muss eine Gemeinde sein, die dem Auftrag Jesu gerecht werden will?

Gemeinden, die an einer solchen neutestamentlichen Begründung interessiert sind, können **beim Freckenhorster Kreis das Papier „Gemeinde aus dem Geist Jesu - Was ist möglich, und wie geht man es an?“ anfordern**, das zu einer Sicht von Gemeinde beitragen will, die biblisch begründet ist und zugleich die Menschen von heute im Blick hat. Ein solches Leitbild von Gemeinde könnte eine Hilfe sein, wenn es darum geht - entsprechend den Gegebenheiten vor Ort -, Ziele für die Gemeindearbeit und sinnvolle Strukturen entwickeln.

Im Januar 2006

Gemeinde aus dem Geist Jesu**Was ist möglich, und wie geht man es an?**

Der Mangel - eine Chance? In verschiedenen Papieren der Bistumsleitung werden die durch Umstrukturierung entstandenen Großgemeinden als einmalige pastorale Chance, als „erweiterte Glaubensräume“ dargestellt. Die kleinen Gemeinden vor Ort dagegen werden als „Service-Agenturen in der Ebene“ abgewertet gegenüber dem vermeintlichen Idealbild der „Stadt auf dem Berge“. Den Christen, die ihre Ortsgemeinde erhalten wollen, wird damit Versorgungsmentalität bescheinigt. Es gelte - so heißt es - von lieb gewordenen Gewohnheiten Abschied zu nehmen und - im motorisierten Zeitalter - Mobilität beim sonntäglichen Kirchgang zu beweisen. Hier wird eine Notlage (Priestermangel, abnehmende Kirchenbindung in der Bevölkerung, sinkende Steuereinnahmen) verschleiert und schön geredet.

Und doch ist es richtig: Die Mangelsituation ist auch eine Chance, die einen Neuanfang ermöglicht. Gemeindekonzepte können erarbeitet werden, die sich bewußt am Geist Jesu ausrichten.

Die noch uneingelöste Vision - Gemeinde aus dem Geist Jesu Was sagt das Evangelium? Was ist heute möglich?

Jesu Umgang mit denen, die ihm folgten, mit seinen Jüngern, **war einladend, offen, vorurteilsfrei, herrschaftsfrei und solidarisch** mit den Benachteiligten. Was das genau bedeutet, soll in drei Optionen konkretisiert werden.

Wichtig: Alle Optionen erfordern zunächst, dass die Gemeinde selbst sich ändert. Sie braucht also gar nicht auf neue Bestimmungen von oben - von der Bistumsleitung oder von Rom - zu warten. Das meiste liegt in ihrer eigenen Verantwortung.

1. Option für eine missionarische Grundeinstellung

Gemeinde Jesu - einladend

Was sagt das Evangelium?

Jesus lädt ein. Das gemeinsame Essen, das Gastmahl, Brot und Wein sind sein Markenzeichen - bis zum Schluss.

Nach der Speisung der Menschenmenge heißt es; „Und alle wurden satt!“ Auch das ist schon zu alttestamentlichen Zeiten eine Aussage über Gott, die hier auf Jesus übertragen wird: Gott, der Hirt Israels, sättigt sein Volk.

Jesus sprach die Menschen an, und zwar nicht nur Juden. Seine Predigt war nicht für Insider gedacht, sondern für alle. Sie folgten ihm in Scharen, was den Jüngern nicht immer recht war.

Was bedeutet das heute?

Gemeinde ist nicht für sich selber da. Selbst wenn sie in Frieden miteinander lebt und feiert, erfüllt sie dadurch allein noch nicht den Auftrag Jesu. Wer mit ihr in Berührung kommt, soll angesprochen werden von der Freundlichkeit im Umgang, von der Ausstrahlung der Gottesdienste, vom Interesse, das jedem Gast entgegengebracht wird, von der Ehrlichkeit der Suche nach Sinn, die nicht durch Denkbarrieren gegängelt wird.

Wichtige Schritte

Bei allem, was die Gemeinde tut, auch die Außenperspektive im Blick haben: Sich fragen: Wie wirkt z. B. der Weihnachtsgottesdienst, die Beerdigung, die Erstkommunion-feier auf die, die nicht zur Gemeinde gehören, die sich der Kirche entfremdet haben? Sprechen wir eine Insidersprache? Sind unsere Gebetstexte und Lieder antiquiert, und oder haben sie auch modernen Menschen etwas zu sagen?

Alle Einrichtungen - die Kirche, das Pfarrheim, aber auch die Veranstaltungen, den Umgang miteinander - so gestalten, dass jeder sich willkommen fühlt;

alles, was möglich ist, ökumenisch gestalten: die Vertrautheit zwischen den Konfessionen fördern;

nicht zulassen, dass gerade das Abendmahl, die Eucharistie Nachbargemeinden verschiedener Konfession voneinander trennt;

bei der Kirchenleitung immer wieder die gegenseitige Zulassung zur Eucharistie einfordern;

sich gegenseitig nicht nur zu ökumenischen, sondern auch zu den je eigenen Gottesdiensten einladen;

das ökumenische Gespräch auch auf Muslime ausdehnen.

Gemeinde Jesu - offen und missionarisch*Was sagt das Evangelium?*

Jesus ist offen für sein Gegenüber. Er fühlt sich nicht im Besitz der absoluten Wahrheit und ist deshalb lernfähig. Die kanaänische Frau lässt ihn durch ihr großes Vertrauen sein Urteil: „Ich bin nur zu den Kindern Israels gesandt“, revidieren. Er heilt ihre Tochter und lobt ihren Glauben.

Jesus hat seine Kirche aufgefordert, in alle Welt zu gehen und seine gute Botschaft zu verkünden. Seine Kirche - das sind die Christinnen und Christen in den Gemeinden. Voraussetzung der Verkündigung ist Offenheit. Alle, die kommen wollen, sind eingeladen. Jesus schloss niemanden aus, vereinnahmte allerdings auch keinen. Die Verachteten der damaligen Gesellschaft waren bei ihm willkommen. Gerade für sie war seine Botschaft von einem Gott, der alle liebt, bestimmt.

Was bedeutet das heute?

Gemeinde ist keine geschlossene Gesellschaft für Rechtgläubige. Sie hat den Auftrag, für alle dazusein. Nicht vereinnahmend, paternalistisch, von oben herab, sondern partnerschaftlich, interessiert, gebend und nehmend. Sie ist selbst auf der Suche und hat Anstöße von außen nötig. Jeder suchende Mensch hat auch ihr etwas zu sagen.

Die Ränder der Kirche sind es, wo Kirche gefordert und lebendig ist, nicht das Zentrum. Pfarrei ist nicht identisch mit der Gemeinde, „Pfarrei“ bedeutet und ist „Nachbarschaft“, mit der die Gemeinde Kontakt aufnehmen soll. Deswegen sind vor allem die Christen und Christinnen in den Gemeinden Adressaten des „Missionsbefehls“ Jesu. Ihre Botschaft: Das Leben hat Sinn, Vertrauen lohnt sich, Hoffnung hält aufrecht, Liebe kann die Welt verändern.

Wichtige Schritte

- prüfen, ob zum Sonntagsgottesdienst nur Gemeindemitglieder kommen oder auch Außenstehende und Außenseiter;
- die Botschaft, aus der die Gemeinde lebt, in einer lebensnahen Sprache denen weitersagen, die sie hören wollen;
- gesellschaftliche Themen und Probleme gezielt auf die Tagesordnung des Pfarrgemeinderates setzen;
- in Notfällen auch Fachleute aus dem Umfeld der Gemeinde heranziehen und um Hilfe bitten, von ihnen lernen;
- bei Schwierigkeiten mit Ämtern und Politik sich der Solidarität auch nichtkirchlicher Gruppen versichern;
- alle, die für Unterprivilegierte eintreten, ohne Berührungängste unterstützen.

Gemeinde Jesu - vorurteilsfrei*Was sagt das Evangelium?*

Jesus sah in jedem den Menschen und beurteilte ihn weder nach seinem Geschlecht (Maria und Martha) noch nach seinem Beruf (Zöllner, römischer Hauptmann) noch nach seiner Volkszugehörigkeit (Samariterin am Jakobsbrunnen) noch nach seinem Vorleben (Frau mit dem Salböl, Ehebrecherin, Zachäus). Krankheit und Armut waren für ihn nicht Strafe Gottes. Menschen, deren Berührung und Umgang unrein machte, gab es für ihn nicht.

Was bedeutet das heute?

Entgegen der Praxis Jesu neigen Menschen zu Vorurteilen und voreiligen Einschätzungen, die oft falsch sind. Das führt zu Abschottung und Ausgrenzung. Zugezogenen, Arbeitslosen, Flüchtlingen, Obdachlosen wird ihr Platz in der Gemeinde verwehrt. Sie können in die „Kerngemeinde“ nicht vordringen. „Schwierige“ Gruppen, wie zum Beispiel Alte, Kranke oder Jugendliche kommen zu kurz. Fremde oder Andersdenkende werden abgeschreckt.

Wichtige Schritte

Sich selbst besinnen: Gibt es bei uns eine „Kerngemeinde“, die alle Hinzukommenden zur Anpassung zwingt, wenn sie nicht draußen bleiben wollen? Gerade kleine ländliche Gemeinden, in denen die Anonymität der Stadt keine Rolle spielt, neigen dazu, die Reihen der „Alteingesessenen“ dicht zu schließen;

die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen vor Ort wahrnehmen und Interesse an ihnen zeigen, sich bei ihnen über ihre Wünsche und Probleme informieren; keine Mühe scheuen, sie aktiv zu beteiligen und einzubeziehen.

2. Option für ein demokratisches Gemeindekonzept***Gemeinde Jesu - herrschaftsfrei?****Was sagt das Evangelium?*

Das klare Wort Jesu lautet: „Die Herrscher tyrannisieren ihre Völker, und wer Macht hat, lässt es die anderen spüren. Aber so soll es bei euch nicht sein!“ Hierarchie (heilige Herrschaft) und Zweiklassengesellschaft (Klerus und Laien) widersprechen dem ausdrücklichen Willen Jesu.

Was bedeutet das heute?

Alle Gemeindemitglieder sind von der Taufe her gleichberechtigt. Das Amt hat Dienstfunktion. Deshalb darf es nicht der Grund dafür sein, dass das Recht auf Eucharistie in der eigenen Gemeinde durch den Priestermangel beschnitten wird. Statt die Zahl der Gemeinden den Priesterzahlen anzupassen, ist es wichtiger, die Zugangsbedingungen zum Priesteramt zu ändern. Das liegt allerdings nicht in der Hand der Gemeinde oder der Bischöfe.

*Was ist nötig? Was ist möglich?*Gesamtkirchlich:

Abschaffung des Pflichtzölibats, den es in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte nicht gegeben hat;

Zulassung von Frauen zum Priestertum.

Auf Bistumsebene:

Der Bischof kann schon heute das Kirchenrecht ausschöpfen und nichtgeweihte Frauen und Männer, die die Gemeinde vorschlägt, als Gemeindeführer beauftragen oder je nach Begabung für andere wichtige Aufgaben. In der Schweiz wird das praktiziert. Ebenso in Frankreich, wo einige Diözesen schon seit geraumer Zeit daran arbeiten.

Erste Schritte auf Gemeinde-Ebene:

Die Gemeindemitglieder selbst können viel zu einem demokratischen Klima in ihrer Gemeinde beitragen, indem sie den Priestermangel in ihrer Gemeinde als Chance verstehen und Unter- oder Überordnung bei niemandem zulassen.

Das gelingt:

- wenn nach einem vorher beschlossenen Reglement wichtige Entscheidungen demokratisch gefällt werden;
- wenn sie selbst Verantwortung übernehmen und nicht alles von den Hauptamtlichen erwarten;
- wenn sie Begabungen (Charismen) entdecken und **den Bischof immer wieder bitten, die Gemeinde lebensfähig zu erhalten durch Beauftragung geeigneter Gemeindemitglieder zur Gemeindeleitung**. Diese müssen durch eine solide Ausbildung für ihre Leitungsaufgaben theologisch und menschlich befähigt werden.

3. Option für die Schwachen

Gemeinde Jesu - solidarisch mit den Benachteiligten

Was sagt das Evangelium?

Jesus zieht die „Mühseligen und Beladenen“ an. Er steht auf ihrer Seite und identifiziert sich mit ihrem Leid so sehr, dass Matthäus ihn sagen lassen kann: „Was ihr meinen geringsten Schwestern und Brüdern tut, das tut ihr mir.“

Im Matthäusevangelium macht Jesus unsere Solidarität mit den Hungernden, Durstenden, Fremden, Nackten, Kranken und Gefangenen zum Maßstab, nach dem die Menschen gerichtet werden. Er tut das nicht durch einen moralischen Appell, sondern er sagt: Ich war krank, ich hungerte, ich war im Gefängnis Er identifiziert sich mit ihrem Leid.

Was bedeutet das heute?

Es geht nicht etwa darum, den Benachteiligten zu helfen, um Jesus unsere Liebe zu zeigen - Nächstenliebe also, die den Nächsten gar nicht wirklich meint. Vielmehr sollen die Leidenden uns - wie ihm - so wichtig sein, dass wir uns mit ihnen identifizieren.

Wichtige Schritte:

- Leiden und Benachteiligung in der Gemeinde und im Umfeld wahrnehmen;
- sich bei den Betroffenen informieren, welche Unterstützung sie benötigen;
- die wichtigen Schritte mit ihnen zusammen gehen;
- sich auch gesellschaftspolitisch für die „Schwachen“ einsetzen;
- sie beteiligen und nur dort einspringen, wo sie „Bundesgenossen“, Geld oder Anleitung brauchen (Öffentlichkeitsarbeit, sich einmischen, die Politik einschalten, Bildungsmaßnahmen ...).

Gemeinde Jesu - eine unrealistische Vision?

Ja, wenn wir abwarten, bis sie uns von oben in den Schoß fällt. Wenn wir meinen, der Bischof, der Papst oder gar Gott schenkt sie uns ohne unser Zutun.

Nein, wenn wir schrittweise, aber unbeirrt daran arbeiten, dass christliche Gemeinden Orte der Menschlichkeit werden, von denen Frieden und Versöhnung ausgehen.

So gesehen, **ist die Mangelsituation wirklich eine Chance**, aber auch eine Verpflichtung. Denn der Auftrag Jesu lautet nicht: „Bleibt unter euch und erinnert euch im vertrauten Kreis an mich!“ Jesus schickt uns vielmehr hinaus in „alle Welt“. Gemeinde aus dem Geist Jesu überschreitet ihre Grenzen und lässt alle herein, die kommen wollen, sorgt sich nicht nur um ihre Mitglieder, sondern

um alle, die ihr begegnen. Sie lebt ihre Botschaft und gibt sie weiter, bleibt im Austausch mit allen, die etwas zu sagen haben. Nicht die Hierarchie oder „das Amt“ hat diesen missionarischen Auftrag erhalten, sondern die Christen und Christinnen in den Gemeinden **mit den Amtsträgern** - wir alle.

Termine

Ständiger Arbeitskreis

(jeweils um 15.30 Uhr - 18.30 Uhr)
29. 1. 2005: im Pfarrzentrum Hl. Kreuz

• • • •

Regionalkreis Münster

Der Kreis trifft sich in privatem Rahmen. Er befaßt sich mit Themen aus Theologie, Kirche und Gesellschaft. Bei den Treffen wird immer nur ein Termin im voraus festgelegt. Neue Mitglieder sind willkommen.

Kontaktpersonen:

Johannes Becker: Tel.: 02533/677, E-Mail: E.Jo.Becker@t-online.de
Ludwig Wilmes: Tel.: 02536/1408, E-Mail: fk-wilmes@t-online.de

• • • •

Vollversammlung des Freckenhorster Kreises

Datum: Freitag, den 10. Februar 2006

Ort: Pfarrzentrum St. Sebastian, Münster-Nienberge
(s. beiliegende Einladung)

„... und die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche“

von Raimund Heidrich

A. Vielleicht müssen wir noch einmal ganz von vorn beginnen, ganz von vorn und zurückgehen zu den Ursprüngen, ganz zurück. (Mk I,14f)

1. Vielleicht müssen wir der Trinität aus Rechthaberei, Macht und Tod eine Trinität der Toleranz, des Machtverzichts und der respektvollen Liebe entgegensetzen (Mt 18,1-4) und die Wahrheit nicht an bloßen Lehrsätzen, sondern an deren Früchten messen, ob sie Leben fördern oder Leben hemmen. (Mt 7,20f)

2. Vielleicht müssen wir uns ganz neu herausrufen lassen aus selbstgelegten dogmatischen Fallstricken, aus anmaßenden Unfehlbarkeitssackgassen (Mt 23,1-7) zum Dialog auf gleicher Augenhöhe, zu weltweiter Weite.
 3. Vielleicht müssen wir noch einmal ganz von vorn beginnen, du und ich, wir zwei oder drei in seinem Namen (Mt 18,20) und begreifen, was Maria von Magdala uns sagt, die ihn gesehen hat, (Joh 20,18) und was uns all die anderen zurufen, Frauen wie Männer, (Eph 2,20)
 4. dass wir zusammenstehen dürfen, durchglüht von einem Geist, (Apg 2,4; I Kor 12,13) ohne einander auszustechen, als ob der Kopf den Fuß nicht brauchte, (I Kor 12,21) als ob der Mann immer das Sagen haben müsste, wo wir doch alle eins sind in Christus; (Gal 3,28)
 5. dass wir uns nicht anstecken lassen dürfen vom Vorbild der Monarchen und Diktatoren (Lk 22,25-27; Mk 10,42-45; 2 Kor 1,24) mit ihren Höflingen und Günstlinge und eitlen Titelträgern, vom Vorbild der selbsternannten Väter und Oberhäupter, wo wir doch nur einen Vater haben (Gal 4,6f) und doch untereinander alle Geschwister sind, (Mt 23,8-12)
 6. sondern uns ein Beispiel nehmen an Jesu Dienst für andere, (Joh 13,1-20) an seinem Machtverzicht und seiner selbstlosen Liebe, an seinem Respekt und seiner Achtsamkeit gegenüber der geringsten Schwester und dem geringsten Bruder, (Mt 18,1-4; 25,40.45; I Kor 12,22-26)
 7. weil wir ja alle einen Abba-Vater haben, (Mk 14,36; Mt 6,8; Joh 20,17) der uns auch Mutter ist, und uns alle zu Geschwistern macht, der uns das Leben schenkt ganz neu, das selbst den Tod noch überlebt (Joh 11,25f) und Lebensmut uns gibt, uns kleinen Senfkörnern der Verzagttheit, uns kleinen Senfkörnern der Verheißung. (Mk 4,30-32)
- B.** Vielleicht müssen wir noch einmal ganz von vorn beginnen, ganz von vorn, und zurückgehen zu den Ursprüngen, ganz zurück. (Mk 1,14f)

Kirche und Globalisierung - Beispiel Lateinamerika

Aus einem Beitrag von José Comblin

Dass die katholische Kirche als Vorläuferin der Globalisierung betrachtet werden könne, da sie spätestens seit dem 16. Jahrhundert eine weltweit verbreitete und zentralisierte Institution sei, wird vielfach behauptet. In jedem Teil der katholischen Welt herrscht ihr einheitliches System. Allerdings gibt es große Unterschiede zwischen dem Globalisierungsmodell der Kirche und dem Modell der globalisierten Gesellschaft von heute. Letztere kennzeichnet der beständige Austausch von Gütern und Dienstleistungen zwischen allen Regionen der Welt. In der Kirche gibt es dagegen keinen Austausch, sondern nur die globale Implementierung eines geschlossenen Systems. Dieses katholische System kennt keine Beziehungen zwischen Diözesen, sondern nur eine Abhängigkeit aller in Beziehung zum Zentrum in Rom. Das Streben des Konzils nach Kollegialität und nach einigermaßen selbstständigen Bischofskonferenzen wurde radikal unterdrückt, so dass gegenwärtig nur ein konziliares Vokabular ohne realen Inhalt existiert. Im Blick auf die Kirche muss mehr von Zentralisierung als von Globalisierung gesprochen werden. Zentralisierung ist ein von der neoliberalen Globalisierung unabhängiger Prozess. Sie hat schon bestanden, als es die weltweite Rede von Globalisierung noch gar nicht gab. Was uns im Folgenden interessieren wird, ist die Position der katholischen Kirche gegenüber dem Phänomen der Globalisierung.

Theorie und Praxis

Die theoretische Position der katholischen Kirche zur Globalisierung findet sich in den zahlreichen Erklärungen Johannes Pauls II. Darin gibt er sich kritisch und übernimmt die meisten der Kritikpunkte, die heutzutage gegen die Globalisierung angeführt werden. Im Gespräch über Globalisierung zeigt er sich viel kritischer als die Regierungen, von denen die Globalisierung unterhalten und gefördert wird.

Allerdings muss eingestanden werden, dass die kritischen Äußerungen des Papstes auf einem stark generalisierenden Niveau bleiben. Keine Regierung muss sich von dieser Kritik getroffen fühlen. Niemand muss die Kritik als Richtlinie für die eigene Politik verstehen. Die Mehrzahl der Erklärungen geht nicht weiter als die des Internationalen Währungsfonds' oder der Weltbank. Niemand fühlt sich durch die Worte des Papstes verurteilt. Michel Camdessus, langjähriger Generaldirektor des Währungsfonds' und Mitglied im Beirat der französischen Bischöfe, hat niemals einen warnenden Hinweis oder gar eine Verurteilung für sein Vorgehen erhalten. Die Globalisierung darf in manchen Aspekten verurteilt werden, aber die Staaten können weitermachen, ohne irgendwelchen Druck zu erleiden.

In Lateinamerika produziert die Globalisierung katastrophale Wirkungen. Trotzdem unterstützt der Vatikan alle dortigen Regierungen, egal, wie skandalös ihre Globalisierungspolitik ausfällt. Immer, wenn es zu Konflikten zwischen Regierung und Bischöfen, Priestern oder Ordensleuten kommt, steht der Vatikan auf der Seite der Regierung und gegen die konfliktbereiten Ordensleute. Dieses Vorgehen, das schon in den 60er Jahren begann, wird zunehmend intensiviert.

Wir wissen, dass sich der Papst in den letzten Jahren mehr und mehr aus der Regierung der katholischen Kirche zurückgezogen hat. Insofern ist der tatsächliche Papst heute der Kardinalstaatssekretär Angelo Sodano, eine unheilvolle Person, die größeren Schaden in Lateinamerika angerichtet hat, als alle Feinde der Kirche. Sodano lebt umgeben von einer Bande von Lateinamerikanern, die er in Rom installiert hat, um seine Regierungsmacht zu stärken. Faktisch regiert

diese lateinamerikanische Lobby und weist jeglichen Wunsch lateinamerikanischer Kirchen zurück, die verheerenden Folgen der Globalisierung konkret und öffentlich zu benennen. Um einige Beispiele zu geben: Es war Sodano, der Pinochet unterstützte und ihm die Bischöfe bescherte, die ihm genehm waren; er hat die korrupten Regierungen in Mexiko unterstützt, um diplomatische Beziehungen zu erreichen; gegenwärtig unterstützt er die peruanische Diktatur. Der letzte Fall aus Mexiko ist exemplarisch. Sodano opferte die Verteidiger der Indios, Samuel Ruiz und Raúl Vera, seinen Koadjutor, um die Regierung Mexikos zu befriedigen. Zwischen Bischöfen und Regierung wählt Rom immer die Regierung. Es genügt, die Liste der Bischofsnennungen der letzten Jahre zu untersuchen, um zutiefst empört zu sein. Alle Bischöfe, die sich klar auf die Seite der Unterdrückten und gegen die unterdrückende Regierung gestellt haben, wurden verurteilt, an den Rand gedrängt und bestraft. Mit Erzbischof Oscar Romero hat es begonnen, der noch heute - nach seinem Tode - von seinem römisch bestellten Nachfolger verfolgt und verleumdet wird. Es ist nicht möglich, alle Namen zu nennen, aber es mag genügen, an die verstorbenen Helder Câmara, Leonidas Proano, und Kardinal Raúl Silva zu erinnern. Für Brasilien mag daran erinnert werden, dass die Bischofskonferenz 30 Jahre lang von der Nuntiatur isoliert wurde. Sämtliche ihrer Präsidenten wurden bestraft: Aloísio Lorscheider, Ivo Lorscheiter, Luciano Mendes de Almeida, den es am schlimmsten traf. Bestraft wurde auch Kardinal Paulo Evaristo Arns. Mit ihm zusammengearbeitet zu haben, gilt als unverzeihliche Sünde.

Durch die Bischofsnennungen gelang es dem Vatikan, während der letzten 20 Jahre die nationalen Bischofskonferenzen völlig zu verändern. Gegenwärtig herrscht ein tiefes Schweigen gegenüber der Welt, der Gesellschaft oder der Unterdrückung. Kürzlich schrieb einer der ältesten Bischöfe Chiles: „Wir Bischöfe haben aufgehört, Stimme derer zu sein, die keine Stimme haben.“ Die Bischofskonferenzen sind eine nach der anderen verschwunden. Die brasilianische Bischofskonferenz steht kurz davor zu erlöschen, die guatemaltekische überlebt noch so eben. Einer allein hat das Recht, zu sprechen und zu sagen, was er will. Die anderen, die einmal Bischöfe waren, sind nur noch Nachsager. Die Position der Kirche zeigt sich auch im Bildungssystem einschließlich einiger hundert katholischer Universitäten in Lateinamerika. Was wird in den katholischen Universitäten bezüglich der Globalisierung unterrichtet? Keinerlei hinterfragende Untersuchung findet statt, sondern nur einige öffentlich bekannte Fakten werden genannt. Der Fall Chiles ist berühmt. Sämtliche wirtschaftliche Expertengruppen der Regierungen Pinochets, jene, die das strengste neoliberale System eingeführt haben, gehörten zur katholischen Universität Chiles. Der ökonomische Stab Pinochets war identisch mit der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der katholischen Universität. Diese erntete aufgrund dieser Tatsache keinerlei Tadel. Stattdessen wurde ihr verantwortlicher Leiter zum Kardinal ernannt, was die Politik des heiligen Stuhls deutlich kennzeichnet: Neoliberalismus in der Praxis, selbst dann, wenn der Papst kritischere Erklärungen abgeben kann. Auf der Bühne darf der Papst sprechen, aber der Apparat arbeitet ungehindert für das System der Globalisierung. Die päpstlichen Institutionen widersprechen dem Wort des Papstes.

Theorie ist das eine, Praxis das andere. Wir können uns fragen, warum die Kirche die Übereinstimmung mit dem herrschenden System sucht. Sicherlich nicht zufällig oder aus Unachtsamkeit. Ihre Haltung entspricht eher dem globalen Projekt der katholischen Kirche für das kommende Jahrhundert.

Globalisierung und das Projekt der Kirche

Das Bemühen um die mehr als befremdlichen Annäherungsversuche an die schlimmsten Regierungen Lateinamerikas kann nur verstanden werden, wenn man die Gesamtstrategie in den Blick nimmt. Rom hat ein Projekt. Rom, das meint hier jene Lobby, die zur Zeit die Kirche lenkt und

die aus lateinamerikanischen Kardinälen und ihrem Förderer und 'Kopf' Kardinal Angelo Sodano besteht, und die mit der Unterstützung der gesamten päpstlichen Kommission für Lateinamerika, CAL, rechnen kann. Welches Ziel wird verfolgt?

Das Dokument *Ecclesia in America*, das als Ergebnis der Sondersynode für Amerika veröffentlicht wurde, gibt Hinweise auf dieses Ziel. Obwohl das Dokument als Synodenschreiben präsentiert wurde, bestehen viele Unterschiede zu den von den Bischöfen auf der Synode eingebrachten Vorschlägen. In den Widersprüchen zwischen den Erklärungen der Bischöfe einerseits und dem Schlussdokument andererseits, lässt sich das Projekt der Kurie ausmachen, beziehungsweise jener Gruppierung, die dort zurzeit das Sagen hat.

Im Dokument *Ecclesia in America* gibt es zwei klar erkennbare politische Optionen. Die erste ist eine Option für die katholischen Universitäten. Die zweite ist eine Option für die Massenmedien. Kann es Zufall sein, dass es sich hier ausgerechnet um die zwei Quellen der Macht in der gegenwärtigen Gesellschaft handelt? Indem die Kirche ihre Energie in diesen zwei Bereichen konzentriert, zeigt sie deutlich, was sie will: die Macht. Zwar sagt sie, dass sie evangelisieren möchte - die Basis ihrer Legitimität - aber sie möchte aus der Position der Macht und mit Hilfe der Macht evangelisieren. In der Geschichte zeigen sich die Mittel meistens als Zweck. Schließlich sind es die Mittel, die so viel Aktivität erfordern, dass die Ziele aus dem Horizont verschwinden und im täglichen Leben keine Rolle mehr spielen. Das Mittel, um das es hier geht, ist die Macht. Das Ziel heißt Evangelisierung, aber die liegt so fern, dass sie im Mittel keinen Widerhall findet. Man erinnert sich an die Evangelisation nur in offiziellen Erklärungen, in der täglichen Praxis zählt die Macht.

Das Ziel der Wiedereroberung der Macht liegt in der Rekonstruktion einer katholischen Gesellschaft, eines Christentums, einer Volkskirche. Rom ist sich darüber im Klaren, dass dies in Europa eine unmögliche Herausforderung wäre. Das Christentum Europas ist verloren. Aber Rom weiß, dass im 21. Jahrhundert die Mehrheit der Katholiken in Amerika leben und dass Lateinamerika in Kürze das Kraftzentrum des weltweiten Katholizismus bilden wird. So kommt es, dass dort eine neue Christenheit für möglich gehalten wird. Deshalb besteht auch die herrschende Lobby in Rom aus Lateinamerikanern.

Vor dem Hintergrund dieses Projektes wird deutlich, warum die Kurie eine möglichst enge Übereinstimmung mit den Regierungen sucht. Es geht darum, die Verbindungen in der Weise zu vertiefen, dass die Position der katholischen Kirche immer privilegierter wird. So versteht sich von selbst, dass Rom keine Bischöfe tolerieren kann, die Konflikte mit den Regierungen schüren. Es ist notwendig, einen Episkopat zu schaffen, der sich ganz dem Anliegen Roms unterwirft, die Macht zu erobern. Die Globalisierung hat nicht direkt mit dem Projekt des neuen Christentums zu tun. Es geht allein um die Verbindung mit dem Staat, was nun einmal einschließt, mit der staatlichen Politik zu kooperieren, zurzeit also mit dem Neoliberalismus. In diesem Kontext ist auch verständlich, warum Machtorganisationen wie das Opus Dei oder die Legionäre Christi einen herausragenden Platz innerhalb der vatikanischen Strategie besetzen. Sie sind ausgezeichnete Instrumente innerhalb der Wiedereroberung der Macht im Blick auf die neue Christenheit.

Theologie der Befreiung

Nach den Verurteilungen durch Kardinal Ratzinger wurde die Theologie der Befreiung sorgfältig aus den Kirchen Lateinamerikas entfernt. In fast allen Ländern wird sie als verbotenes Thema strikt zensiert. In den Fakultäten und Seminaren ist es verboten, ihren Namen auszusprechen. Es wird vielmehr erwartet, sicherzustellen, dass die Theologie der Befreiung nie existiert habe. Ihr Ruf ist

schlimmer als Häresie. Laut Ratzinger stellt sie sogar die Synthese aller Häresien dar und kann daher nicht streng genug verfolgt werden. Zurzeit kann von einer Theologie der Befreiung nur in Brasilien gesprochen werden, da die brasilianische Bischofskonferenz bislang noch Unterstützung leistet. Mit Blick auf die Bischofsnennungen, wird diese Situation aber nicht mehr lange anhalten.

Das ist nicht das Schlimmste. Am schlimmsten ist die Entwicklung der Theologie selbst. Die Theologen wurden wie die übrigen Intellektuellen durch den brutalen Eintritt des Neoliberalismus erschüttert. Angesichts des Scheiterns jedes Versuches gesellschaftlicher Veränderungen suchen sie eine Alternative in Theologien der Identität: Identität der Indios, Identität der Schwarzen, Identität der Frauen. Die Gefahr besteht, dass solche Theologien zu bloßen Identitätsbehauptungen werden.

Diese Identitätsbehauptungen wenden sich dann an die kirchliche Hierarchie, und die Anliegen der Theologie fokussieren innerkirchliche Probleme. Die Veränderung der Gesellschaft fällt aus dem Blick. Andere Theologen lassen sich von Fragen der Kosmologie oder der Ökologie einnehmen. Alle diese Fragen sind interessant, aber sie leiden darunter, vor allem Probleme der Ersten Welt zu sein. Die wichtigste lateinamerikanische Herausforderung, der Aufbau einer neuen Gesellschaft, beginnt zu verschwinden. Die Theologie entfernt sich von den sozialen Kämpfen, die mit stärkerem Nachdruck neu beginnen. Einige Gruppen halten an der Grundrichtung fest, wie das ökumenische Forschungsinstitut (DEI) in San José de Costa Rica, aber die Tendenz, sich mit den Problemen der Identitätsbehauptung zu beschäftigen, überwiegt. Es scheint, als ob die Veränderung der Gesellschaft das Ergebnis der Identitätsbehauptung sämtlicher einzelner Minderheiten wäre. Ein übergreifender Entwurf fehlt. Die Idee einer Gesellschaft, die einen Zusammenhang darstellt und sich nur als Ganze entwickeln kann, ist verschwunden.

Kann die Kirche eine Antwort geben?

Die Kirche Lateinamerikas ist kaum noch als Kirche von Medellín und Puebla bekannt. Der Vatikan hat erreicht, was er seit der Konferenz von Medellín wollte, wo Kardinal Samoré, der Vertreter der Kurie, hart bestraft wurde, als er erlaubte, das Schreiben der Bischöfe zu veröffentlichen. Im Sinne Roms hätte es nie veröffentlicht werden dürfen. Nun ist es wohl doch gelungen, den Geist von Medellín zu töten. In den wichtigen Bistümern wurden solche Bischöfe installiert, die Freunde der Regierenden sind und ohne zu zögern den politischen Vorgaben des vatikanischen Staatssekretariats Folge leisten. Wie sagte es ein Nuntius? Manchmal ernennt Rom versehentlich einen guten Bischof für eine unbedeutende Diözese. Für Diözesen mit Bedeutung passiert das nie.

Wir haben die Situation abrahamitischer Minderheiten erreicht, die Dom Helder Câmara vorausgesagt hat. Die prophetische Kirche existiert - aber fast immer im Geheimen. Es gibt noch Katholiken, die ihren Versprechen von damals treu geblieben sind. Zeugen dieser vergangenen Zeit sind noch die emeritierten Bischöfe, die alten Ordensleute und die altersschwachen Priester. Heute erwachen die Volksbewegungen jedoch von neuem. Die zermalnten Völker erheben wieder ihre Köpfe - wenn auch noch sehr vorsichtig und zurückhaltend. Überall gibt es Katholiken, die in die Massen der Armen abtauchen und Zeugnis vom Evangelium geben. Meistens sind sie unbekannt, und zurzeit ist das wohl auch besser so.

Wird auch die Kirche als Institution zur Option für die Armen zurückkehren können? Kann diese Institution überhaupt leben, wenn in ihr nicht wenigstens ein kleines bisschen von dem Evangelium bleibt, als dessen Hüterin sie sich ausgibt? Diejenigen, die heute in der Kirche das Sagen haben, wollen die Macht. Sie wollen die Möglichkeiten kirchlichen Marketings nutzen, jener Wissenschaft, die in Brasilien und ganz Lateinamerika Triumphe feiert. Die Umstände dafür sind günstig, denn die neo-

liberalen Regimes suchen die Unterstützung der Kirche und werden sie immer mehr brauchen, wenn die sozialen Bewegungen die Stimme des Volkes laut werden lassen.

Sollte die Kirche das 21. Jahrhundert wirklich unter dem Zeichen von Marketing und Macht betreten? Es scheint so. Aber wer weiß? Wäre es nicht möglich, dass die Kirche Mut fasst und sich zum Evangelium bekehrt? Nicht zum Evangelium des Zwangs und der Herrschaft, sondern zum Evangelium Jesu Christi?

• • • •

FK-Finzen

Am Ende des Jahres 2005 ein kurzer Rückblick auf den Spendeneingang:
Auf die verschiedenen Konten gingen folgende Spendenbeträge ein:

Allgemeines Brasilienkonto (37 99 701):	ca. 21.600 €
Amparo Maternal (37 99 702):	ca. 37.400 €
Straßenkinderprojekt CPP/Demetrius (37 99 705):	ca. 25.300 €

Insgesamt wurden also für die verschiedenen Aufgaben 84.300 € gespendet, ein Betrag, für den wir allen Spendern danken. Wofür sie im Einzelnen verwendet wurden, wird bei der Vollversammlung am Freitag, dem 10. Februar 2006 dargelegt.

Bitte denken Sie auch an Ihren **Jahresbeitrag 2006** Mitglieder (M) 35,00 €, Interessenten (I) 7,50 €! Ein Überweisungsträger liegt diesem Heft bei. Wenn Sie Ihre Anschrift immer unter „Verwendungszweck“ eintragen, ersparen Sie mir viel Zeit.

Ludwig Wilmes

• • • •

Freckenhorster Einkehrtage 2006

Eindrücke

von Angelika Wilmes

Die Gruppe war klein - acht Frauen, vier Männer, eine Referentin. Das mag die enttäuschen, die den Erfolg an Zahlen messen. In diesem Fall trug es dazu bei, in kürzester Zeit eine vertraute Atmosphäre zu schaffen, die intensive - auch persönliche - Gespräche möglich machte. Auch drei niederländische Freunde einer Teilnehmerin - ein Ehepaar und eine Frau - gehörten dazu.

Die Referentin, Frau Dr. Hadwig Müller, Missionswissenschaftlerin, trug ihre Gedanken zum Thema: „Leidenschaft für den Fremden, weil Gott als Fremder zu uns kommt“, mit ansteckendem Engagement vor. Dabei wurde schnell deutlich, daß der Begriff „fremd“ viel weiter greift als unsere Alltagssprache. Nicht nur das Unbekannte, das Exotische, nie Gesehene ist fremd. Nicht nur zwischen Nationen gibt es Grenzen und Barrieren zum Schutz und zur Abwehr. Kein Mensch kann ohne den

inneren Schutzraum auskommen, der ihm Würde verleiht, ihn aber selbst für Nahestehende immer wieder fremd sein läßt. Wer diesen Kern der Fremdheit nicht respektiert, macht Menschen zu Objekten, zu bloßem Besitz.

So wird das Thema der Tage in Freckenhorst verständlich: Gott kommt als Fremder. Wir kennen ihn nicht, er bleibt unbekannt. Erkennbar hat er sich im Menschen gemacht - erkennbar, aber nicht durchschaubar.

Unsere Haltung angesichts dieses Tatbestands: engagiertes Interesse, immer neue Aufnahme einer Beziehung, Aushalten der Spannung zwischen Nähe und Distanz, Achtung vor dem Personsein des anderen. Das gilt für unser Verhältnis zu den Menschen, mit denen wir zu tun haben, ebenso wie für unsere Beziehung zu Gott.

Der Gedankenfaden, der hier gleichsam straffgezogen ist, entrollte sich keineswegs geradlinig (und langweilig), sondern verfiel sich, wenn Fragen aufkamen, drehte sich um wichtige Knotenpunkte und schlängelte sich entlang den Erfahrungen der Gesprächsteilnehmer und -teilnehmerinnen. Persönliches kam zur Sprache, Abschnitte und Sätze aus dem Neuen Testament und - vor allem im Gottesdienst - Lieder und Texte von Huub Oosterhuis.

Einen wichtigen Akzent setzten die Abende am Herdfeuer in der Halle des Hauses. Die Runde war klein genug, daß alle ins Gespräch einbezogen werden konnten. Bei Wein, Bier und eher gesunden Getränken wurden die Anstöße des Tages weitergedacht. Aber auch persönlich lernte man sich besser kennen, was sich in der außerordentlich herzlichen Atmosphäre während der Tage niederschlug. Zwischen Hadwig Müller, den niederländischen Gästen und uns Freckenhorstern war von vornherein erst gar keine Fremdheit aufgekommen. Am Schluß waren sich alle einig: ein gelungenes Treffen, das - gerade in Zeiten des Umbruchs innerhalb der Kirchen Deutschlands und der Niederlande - Stoff zum Weiterdenken bietet.

Das war der Tag

Uri Avnery, 20.8.05

Der 18. August 2005 - ein Meilenstein in der Geschichte des Staates Israel

Dies war der Tag, an dem das Siedlungsunternehmen dieses Landes zum ersten Mal einen Rückzieher machte. Es stimmt, die Siedlungsaktivität in der Westbank geht mit voller Geschwindigkeit weiter. Ariel Sharon beabsichtigt, die kleinen Siedlungen im Gazastreifen aufzugeben, um die großen Siedlungsblöcke in der Westbank zu sichern. Doch dies verringert nicht die Bedeutung der Tatsache, dass etwas Großes geschehen ist: Es ist bewiesen worden, dass Siedlungen abgebaut werden können und abgebaut werden müssen. Und tatsächlich sind bedeutende Siedlungen abgebaut worden. Das Siedlungsunternehmen, das immer - in offener oder verdeckter Weise - vorwärts ging, nur vorwärts ging, wurde zurückgeschraubt. Das erste Mal. (Yamit auf dem Sinai und seine Siedlungen befanden sich nicht in Erez Israel und deshalb stellte ihre Evakuierung 1982 keinen ideologischen Bruch dar. Aber dieses Mal geschah es im „Lande der Vorväter“.)

Ein historisches Ereignis - eine Botschaft für die Zukunft

Dies war der Tag, an dem die Botschaft der israelischen Friedensbewegung den Sieg errungen hat. Ein großer Sieg, den alle sehen können. Nun, es stimmt - nicht wir waren es, die ihn zustande brachten. Er wurde von einem Mann wahrgemacht, der von unserer Einstellung weit entfernt ist. Es gibt ein hebräisches Sprichwort: „Das Werk der Gerechten wird von anderen getan.“ Und die anderen sind

die, die nicht gerecht, ja, vielleicht sogar böse sind. Zu Beginn der Siedlungsaktivitäten sagte ich bei einem meiner Zusammenstöße mit Golda Meir in der Knesset: „Jede Siedlung ist wie eine Landmine auf der Straße des Friedens. Zu gegebener Zeit werden Sie diese Minen wegräumen müssen. Und lassen Sie es mich sagen, Madam, als früherer Soldat weiß ich, dass das Wegräumen von Minen wirklich kein angenehmer Job ist.“

Wenn ich heute zornig, zutiefst traurig und frustriert bin, dann ist es auf Grund des Preises, den wir wegen dieses monströsen Unterfangens haben zahlen müssen. Die Tausende Getöteten, Israelis und Palästinenser. Die Hunderte von Milliarden Shekel, die den Bach hinunter gingen. Der moralische Abstieg unseres Staates, die schleichende Brutalisierung, der Aufschub des Friedens um Jahrzehnte. Ich bin zornig auf die Demagogen aller Richtungen, die mit dem Marsch der Törichten begannen und fortführen – aus Dummheit, Blindheit, Gier und Machtrausch oder reinem Zynismus. Ich bin zornig über das Leiden und die Zerstörung, die über die Palästinenser im Gazastreifen gebracht wurden, deren Land und Wasser gestohlen wurden, deren Häuser zerstört und deren Bäume ausgerissen wurden, allein um der „Sicherheit“ dieser Siedlungen willen.

Ich habe auch Mitgefühl für die Not der Bewohner von Gush Kativ, die von der Siedlerführung und allen israelischen Regierungen verführt wurden, ihr Leben dort aufzubauen - verführt, entweder durch messianische Demagogie („Es ist Gottes Wille“) oder durch wirtschaftliche Versuchung („eine Luxusvilla, von Rasen umgeben - wo kann man von so etwas anderswo träumen?“) Viele Leute in entlegener Ortschaften im Negev, die mit Armut und Arbeitslosigkeit geschlagen waren, sind diesen Versuchungen erlegen. Und nun ist Schluss damit. Der süße Traum hat sich in nichts aufgelöst, und sie müssen ihr Leben neu beginnen - allerdings mit großzügigen Entschädigungen. (...)

Während der letzten Jahre war das Friedenslager von einer Manie der Verzweiflung, Mutlosigkeit und Depression erfasst worden. Ich wiederhole: Es gibt keinen Grund dafür. Auf die Dauer wird unsere Einstellung Recht behalten. Es muss jetzt betont werden: Die israelische Öffentlichkeit hätte diese Operation nicht unterstützt und Sharon wäre nicht in der Lage gewesen, sie auszuführen, wenn wir nicht seit Jahren die öffentliche Meinung vorbereitet hätten, indem wir das aussprachen, was keineswegs dem nationalen Konsens entsprach, und dies immer wieder wiederholten.

Dies war der Tag, an dem die Ideologie der Siedler in sich zusammenbrach

Wenn es einen Gott im Himmel gäbe, so kam er nicht, um sie zu retten. Der Messias kam nicht. Es geschah kein Wunder. Viele der Siedler waren sich so sicher, im letzten Augenblick werde noch ein Wunder geschehen, dass sie sich nicht die Mühe machten, ihre Sachen zu packen. Im Fernsehen konnte man Wohnungen sehen, wo das Essen unberührt auf dem Tisch stand und die Familienfotos noch an der Wand hingen - Anblicke, die mich sehr an den Krieg von 1948 erinnerten.

All die Großtuerei und Prahlerei vom Siedlerführerpaar Wallerstein und Liebermann (die mich immer an Rosencrantz und Gildenshtröm, die beiden Bösewichte in Hamlet, erinnerten) zerrann in nichts. Die Massen strömten nicht im ganzen Land auf die Straßen, um diese mit ihren Körpern für das Militär zu blockieren, das die Siedlungen evakuieren wollte. Die vielen Tausende blieben - einschließlich der Abzugsgegner - zu Hause und klebten vor ihren Fernsehern. Die Massenweigerung der Soldaten, den Befehlen nicht zu gehorchen - von den Rabbis versprochen und angestiftet - geschah nicht.

Im entscheidenden Augenblick wurde die Realität, die wir schon immer kannten, für alle deutlich: Die messianisch-nationalistische Sekte, die Führung der Siedler, ist isoliert. In ihrem Benehmen und Lebensstil sind sie der israelischen Geisteshaltung fremd. Die vielen Siedler, die man vor kurzem auf den Bildschirmen sehen konnte, alle Männer, die Yarmulkas (Kopfbedeckung) trugen, alle Frauen mit langen Röcken, ihren endlosen Tänzen und den ständig wiederholten 10 Slogans, sahen aus, als

gehörten sie zu einer geschlossenen Sekte von einem andern Stern.

„Es sieht so aus, als wären wir nicht ein, sondern zwei Völker: ein Volk der Siedler und ein Volk, das die Siedler hasst,“ stöhnte einer der Rabbis, als seine Siedlung geräumt wurde. Genau so ist es. Bei der Konfrontation zwischen den Soldaten, die aus allen Schichten der Gesellschaft eingezogen werden, und den Siedlern, sind es die Soldaten, die bei dieser einzigartigen Situation das israelische Volk vertreten, während die Siedler die negativen Seiten des jüdischen Gettos verkörpern. Die nicht enden wollenden kollektiven Weinanfälle, die peinlich genau inszenierten Szenen, die Bilder an Pogrome oder Todesmärsche wachrufen sollten, die monströse Nachahmung des erschrockenen Jungen mit den erhobenen Armen aus dem berühmten Holocaustfoto - all dies erinnerte an eine Welt, von der wir dachten, wir hätten sie bei der Gründung des Staates Israel abgeschüttelt.

In der Stunde der Wahrheit stellten die Yesha-Führer fest, dass kein Teil der israelischen Gesellschaft sich mit ihnen erhoben hat - außer den Gangs von jungen Leuten aus den religiösen Seminaren, die sie nach Gush Kativ gesandt hatten. Das „Tollhaus“, das sie auf dem Dach der Synagoge von Kfar Darom errichtet hatten, setzte ihren Hoffnungen, die allgemeine Unterstützung zu gewinnen, ein Ende, als sie die Soldaten hinterhältig angriffen. Doch schon vorher hatten die Siedler die wichtige Schlacht um die öffentliche Meinung verloren, als ihr wirkliches Ziel aufgedeckt wurde: mit Gewalt ein auf dem Glauben gegründetes, messianisches, rassistisches, starkes, fremdenfeindliches Regime aufzurichten, im Großen und Ganzen weltabgewandt.

Was aber am wichtigsten ist: Dies war der Tag, in dem eine neue Chance liegt, Frieden für ein gequältes Land zu erreichen

Es ist eine günstige Gelegenheit, weil die israelische Demokratie einen überragenden Sieg davon getragen hat; weil bewiesen worden ist, dass Siedlungen aufgelöst werden können, ohne dass der Himmel zusammenstürzt; weil die Palästinenser eine Führung haben, die Frieden wünscht; weil bewiesen worden ist, dass sogar die radikalen palästinensischen Organisationen das Feuer einstellen, wenn die palästinensische Öffentlichkeit es verlangt.

Aber es muss klar festgestellt werden: Der Rückzug birgt eine große Gefahr in sich. Wenn wir mitten im Sprung über dem Abgrund stoppen, fallen wir hinein. Wenn wir nicht schnell mit dem palästinensischen Volk eine Übereinkunft treffen, dann wird sich der Gazastreifen tatsächlich in eine Plattform für Raketen wandeln - wie Binyamin Netanyahu prophezeit hat, (was eine sich selbst erfüllende Prophezeiung sein kann). In den Augen der Palästinenser und der ganzen Welt ist der Rückzug vor allem eine Folge des bewaffneten palästinensischen Widerstandes. Wenn wir in den nächsten Wochen keine Fortschritte bei verhandelten Abkommen machen, wird sicher eine dritte Intifada ausbrechen, und das ganze Land wird in Flammen aufgehen.

Wir müssen sofort mit ernsthaften Verhandlungen beginnen und im voraus erklären, innerhalb einer bestimmten Zeitspanne werde die Besatzung mit der Errichtung des Staates Palästina beendet sein. Alle wichtigen Elemente solch einer Abmachung sind längst bekannt: eine Lösung für Jerusalem entsprechend dem Clintonvorschlag (was den Arabern gehört, gehört zu Palästina, was jüdisch ist, gehört zu Israel), Rückzug zur Grünen Linie mit einem ausgehandelten Austausch von Land, eine Lösung des Flüchtlingsproblems - auch in Absprache mit Israel.

Dies war der Tag, der in die Geschichte eingehen wird, weil er große Hoffnung mit sich brachte. Es ist nicht der Anfang des Endes im Kampf um Frieden, aber sicher das Ende des Anfangs. Ein kleiner Schritt in Richtung Frieden - und ein Riesenschritt für den Staat Israel.

(Aus dem Englischen: Ellen Rohlf, vom Verfasser autorisiert)

Mitri Raheb: Bethlehem hinter Mauern

Empfohlen von Erika Becker

„Geschichten der Hoffnung aus einer belagerten Stadt“, lautet der Untertitel des Buches von Mitri Raheb, dem evangelisch-lutherischen Pfarrer der Weihnachtskirche in Bethlehem. Hier wird schon auf die Intention des Verfassers hingewiesen: die Hoffnung trotz Unterdrückung und schmerzlichen Enttäuschungen nicht aufzugeben.

Die Geschichten aus dem Leben der einfachen Leute, die ihren Alltag in einer belagerten Stadt überstehen müssen, berühren tief und machen zornig. Gleichzeitig erzählt jede der Geschichten von der Sehnsucht der Menschen nach einem Leben in Frieden und Gerechtigkeit. Da lesen wir z. B. von der Begegnung zwischen Muhammad und Pater Amjad während der Belagerung der Weihnachtskirche. Der schwer erkrankte Muhammad hat keine Chance, an die lebensnotwendigen Medikamente zu kommen. Erst durch den Einsatz von Pater Amjad erhält der junge Mann die Medizin und kann geheilt werden. Dazu schreibt Mitri Raheb: „...solche positiven Geschichten brauchen wir, damit wir nicht aufgeben. ...Wir Christen, Muslime und Juden brauchen solche Helden der Begegnung. Wir alle müssen uns von den Muhammads und Amjads ins Stammbuch schreiben lassen, wie man sich um echte Verständigung bemüht.“ (S. 45)

Auf dem Umschlag des Buches sehe ich zwei Jungen, die miteinander auf dem Weg sind, einen jüdischen und einen palästinensischen Jungen, vielleicht auf dem Weg in eine gemeinsame Zukunft.

(Mitri Raheb, Bethlehem hinter Mauern, Gütersloher Verlagshaus 2005, ISBN 3-579-06853-9)

Mystik und Politik (3)

von Ferdinand Kerstiens

Zum „Sehen“ „Sehen“ heißt hier nicht bloß „zur Kenntnis nehmen“, sondern erwächst aus einer tiefen Solidarität mit den Menschen, vor allem mit den Opfern. Dieses Sehen hat teil an dem Sehen Gottes für die Menschen: „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid.“ (Ex 3,7) Dieses Sehen und Hören führt zum „Kennen“ des Leides. Dieses Wort hat eine besondere Bedeutung in der biblischen Sprache. Es bedeutet nicht die stete Anwesenheit eines Polizisten, der immer bereit ist, ein Protokoll aufzunehmen, so wie es der alte Katechismus-Spruch suggerieren wollte: Ein Auge ist, das alles sieht, auch was in dunkler Nacht geschieht. (...) Nein, das Sehen und Kennen Gottes erwächst aus seiner tiefen Gemeinsamkeit mit den Menschen heraus, die schon Geborgenheit schenkt. Wenn Gott sieht und hört, dann ist dies schon der Anfang der Rettung.

Beim Psalmbeter heißt es: „Herr, du hast mich erforscht und du kennst mich. Ob ich sitze oder stehe. Du weißt von mir.“ (Ps 139,1) Das führt den Beter nicht zu Verzweiflung, als ob er ständig im Big-Brother-House wohnen müsste, sondern zum Dank: „Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast.“ (Ps 139,14) Wenn ich so gesehen werde, ist die Rettung schon nahe. „Ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich“, heißt es vom johanneischen Jesus. Er sah die Menschen in ihrer äußeren und inneren Not, den Blinden und sein Schreien, die Ehebrecherin und ihre falschen Ankläger, den Behinderten, der keinen Menschen hat. Dieses Sehen setzt also das Mitlieben und das Mitleiden voraus, damit ich von innen her mit dem anderen fühlen und leiden kann. (...) Liebendes Sich-Einlassen auf den Partner, die Partnerin, Eltern, Kinder, Freundinnen und Freunde, oder auch

auf den anderen, den Fremden rührt schon an den Urgrund des Lebens, führt mich aus Einsamkeit und Isolation, lässt mich das Leben als Mitleben erfahren.

Es ist zudem eine gute mystische Übung bei jeder Nachricht, die ich höre, zu fragen: Wer sind die Opfer dabei? Warum ist das für andere, für die herrschende Meinung ein Erfolg oder eine Niederlage? Je mehr ich mich so auf die Seite der Opfer begeben, desto näher bin ich Gott, dem unbegreiflichen Geheimnis, das soviel Gewalt und Ungerechtigkeit umgreift. Dieser Gott ist nicht der „unbewegte Beweger“, sondern er hat sich berührbar gemacht für das Leid und die Liebe der Menschen. Durch das Einschwingen in sein „Sehen“ werde auch ich berührbar durch Liebe und Leid der anderen neben mir. Und wenn ich selber Opfer bin, dann darf ich mich von ihm in all meinem Dunkel „gesehen“ und angenommen wissen bis in das eigene Sterben hinein, die endgültige Berührung mit ihm.

Zum „Urteilen“ Woher nehme ich meine Maßstäbe? Es geht dabei nicht um irgendeine Gesetzesanwendung, auch nicht um „eine Sache“, wie Willigis Jäger sagt, sondern um ein Gespür für Freiheit, Gerechtigkeit und Würde, die jedem Menschen unabhängig von seiner Leistung zustehen. So konnte Cardijn, von dem dieser Spruch stammt, sagen: „Jeder Arbeiter ist viel mehr wert als alles Gold der Erde.“

Das Urteilen entdeckt den Menschen in den Unrechtszusammenhängen, in denen er gefesselt ist. Dies gilt individuell und sozial, gesellschaftlich und politisch. Es geht um die Verstrickungen des Menschen, die ihn nicht zu sich selber und zum anderen kommen lassen. Es geht um Schuld, aber auch um leidvolle Erfahrung, um tiefe innere Verletzungen, um Demütigungen und Traumata, die Menschen am Leben hindern. Diese Demütigungen und Traumata können auch gesellschaftlicher und politischer Art sein: Kindersoldaten, Missbrauchsoffer, „Müllmenschen“. Dieses Urteilen deckt also auch die scheinbaren Selbstverständlichkeiten unserer Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung kritisch auf, wo Menschen auf ihren Geldwert und ihre Arbeitskraft reduziert werden, wo der Tod Unschuldiger als „Kollateralschaden“ kalt abgeschrieben oder die Demütigung ganzer Völker durch militärische oder wirtschaftliche Übermacht zur neuen Quelle von Gewalt wird. Wie bin ich in die Ungerechtigkeit in unserer Welt eingebunden? Als Täter, Zuschauer, Opfer? Auf jeden Fall als Nutznießer?

Dieses Urteilen wächst aus einem tiefen inneren Gespür für das Menschsein und das Mitmenschsein, aus einer Solidarität mit den anderen, vor allem mit den Opfern, aus der Gewissheit, dass Täter, Opfer und Zuschauer miteinander verbunden und aufeinander verwiesen sind und letztlich nur miteinander weiterkommen. In Jesu Wort und Handeln wird seine Aufmerksamkeit für die Menschen deutlich und sein Wille, jedem und jeder aufzuhelfen zu einem aufrechten Gang. Seine Solidarität mit den Menschen hat Jesus bis in den Tod am Kreuz geführt.

Zum „Handeln“ Das Handeln, das aus diesem Sehen und Urteilen erwächst, ist also kein blinder Aktionismus, keine oberflächliche Schönheitsoperation, sondern zielt auf einen tiefgreifenden Wandel, auf eine Kurskorrektur von der Wurzel des gemeinsamen Menschseins her. Das Ziel ist die Befreiung zu einem neuen Mensch- und Mitmenschsein. Das eine geht nicht ohne das andere. Beginnen muss dieser Prozess häufig mit Vergebung und Versöhnung. Wie die Kommissionen für Wahrheit und Versöhnung in Südafrika und anderswo gezeigt haben, muss erst die Wahrheit der Opfer und der Täter ans Tageslicht kommen, bevor Versöhnung zwischen Opfern und Tätern möglich ist. Dafür bedarf es oft für den Einzelnen einer langfristigen Begleitung und Therapie, für die Gesellschaft und für die Wirtschaft eines Bekehrungsprozesses, eines Paradigmenwechsels. (...) Ein Manager der Industrie sagte einmal bei einer Werkführung: „Wir sind hier in erster Linie dazu da, das Kapital zu bedienen.“ Meine Gegenfrage, wie denn das Kapital den Menschen dienen könne, verstand er nicht einmal. Vielleicht durfte er diese Frage nicht an sich heran kommen lassen, weil er dann nicht so handeln konnte, wie er musste. (...)

Dieses „Sehen, Urteilen und Handeln“ lebt also selbst aus der mystischen Erfahrung, die ich nur gewinnen kann, wenn ich von mir absehen kann, wenn ich mich mit Gott einlasse in Leben, Leid und Hoffnung der Menschen auf der einen Welt mit all ihren Verwerfungen, mit der persönlichen und der strukturellen Sünde, mit ihrer Ungerechtigkeit und Gewalt. Von dieser Quelle mystischer Erfahrung schneide ich mich selber ab, wenn ich in dem „Sehen, Urteilen und Handeln“ nur „willentliche Vorsätze“ sehe, „mit denen, wie wir sagen, oft die Straßen zur Hölle gepflastert sind“, wie Willigis Jäger es in dem zitierten Text tut.

Ich will nicht bestreiten, dass die Erfahrung der transpersonalen Ebene den Menschen wandelt. Doch dasselbe tut auch die Erfahrung der interpersonalen Ebene. Beides sind für mich Erfahrungen von mystischer Tiefe. Sie gegeneinander auszuspielen oder sie nur in die Reihe von Ursache und Wirkung einzuordnen, verfehlt den Menschen in seinem Menschsein und in seinem Mitmenschsein. Beide Erfahrungen wandeln den Menschen gerade in ihrer dialektischen Beziehungseinheit. Wenn ich die transpersonale Ebene von der interpersonalen Ebene trenne, bin ich in der Gefahr, mich transpersonal zu verlieren oder mich interpersonal zu verbrauchen.

Zum Schluss: Um es mit dem Titel meiner Ausführungen zu sagen: Politik und Mystik gehören zusammen. Mystik ohne Politik führt nur ins Leere, Politik ohne Mystik führt zum blanken Aktionismus. Deswegen brauchen wir um des Menschen und unserer Gesellschaft willen eine politische Spiritualität als immer wieder neue Kreuzungsstelle von transpersonaler und interpersonalen Erfahrung, als Impuls nicht nur zur Wandlung des eigenen Menschseins, sondern zugleich zur Wandlung unserer Gesellschaft. Ich bin nie alleine Mensch. Ich kann mich auch nie alleine wandeln. Wenn ich das wollte, hätte ich mich in meinem immer mit gegebenem Mitmenschsein verfehlt und verraten.

Für mich ist heute das richtungweisende Wort für die hilfreiche und notwendige Perspektive: Politische Spiritualität. Dieses Wort nimmt das auf, was Dietrich Bonhoeffer mit seinen Wort von „Widerstand und Ergebung“ benannt hat, Karl Rahner mit seinen Gedanken zur „Einheit von Gottes- und Nächstenliebe“, Baptist Metz mit der „Mystik mit offenen Augen“, der „Politischen Theologie“ mit dem „Gedächtnis der Leidenden“, Dorothee Sölle mit „Mystik und Widerstand“, die Bewegung von Taizé mit ihrer Losung „Kampf und Kontemplation“, wenn auch in Deutschland mehr die Kontemplation als der Kampf rezipiert wird, die Befreiungstheologie mit ihrer Intention, die auf eine ganzheitliche und durchdringende Befreiung des Menschen zielt.

Diese politische Spiritualität habe ich bei den genannten Theologen und Theologinnen gelernt, aber eigentlich noch mehr bei den Armen selbst, hier am Ort und bei den Begegnungen in den Basisgemeinden, bei den Bibelgesprächen vor Ort, in ihren Gottesdiensten, in ihrem Kampf um mehr Leben. Sie haben keine Zeit und Möglichkeit, sich zurückzuziehen, und dennoch (oder vielleicht aus deswegen?) lebt in ihnen eine mystische Tiefe, die aus ihrem Leiden kommt - ohne damit das Leiden selbst zu mystifizieren - und aus ihrem Glauben, ihrem Vertrauen, dass Gott sie nicht loslässt und sie deswegen immer neu anfangen können - mit sich selbst, mit dem/der Anderen, mit der Gesellschaft - und auf diesem Wege auch mit Gott. Viele andere Zeuginnen und Zeugen könnte ich mit Namen nennen. Ihnen bin ich dankbar. Wir müssen unsere Wege finden, aber nicht ohne die anderen. Mir geht es um eine Mystik, die nicht das Privileg einer bestimmten Schicht ist, sondern zu der alle Zugang haben, unabhängig von Herkunft, Leistung, Bildung, Zeit und Alter. Mir geht es um eine Politik, die dem Menschen in seiner individuellen und sozialen Existenz gerecht wird, hier und weltweit. Mystik und Politik müssen sich gegenseitig durchdringen und voneinander lernen. Mit vielen Menschen auf der Welt weiß ich mich in der Suche nach einer solchen politischen Spiritualität und ihrer Praxis verbunden. Sicher gibt es da unterschiedliche Wege, Berufungen und Begabungen. Es geht darum, die unterschiedlichen Wege als Reichtum zu begreifen und nicht als Bedrohung.

Freckenhorster Kreis**Offener Brief an die Damen und Herren Europa-Abgeordneten im Bistum Münster**

Münster, den 6. 12.2005

Sehr geehrte Damen und Herren,

Die wöchentlichen Nachrichten über gescheiterte Fluchtversuche und menschliche Tragödien an den Grenzen Europas, vor allem an den Küsten Italiens und Spaniens, erschüttern uns und erfüllen uns mit großer Sorge. Wir schreiben Ihnen, weil wir der Ansicht sind, dass nur eine gesamteuropäische Migrations- und Asylpolitik, die der Genfer Flüchtlingskonvention und den europäischen Menschenrechten entspricht, langfristig zu einer Lösung führen kann.

Wir wenden uns gegen eine Asylpolitik, die Europa verstärkt zu einer Festung ausbaut und in diese Festung Millionen Euro für die Bewachung der Außengrenzen investiert. So wird Flüchtlingspolitik eine Politik des bloßen Einmauerns, die nicht funktionieren kann. Im finnischen Tampere wurde 1999 von der EU-Konferenz das Europa-Modell einer Festung mit einigen „Zugbrücken“ für politisch Verfolgte entworfen. Aber selbst diese „Zugbrücken“ existieren nur auf dem Papier. Dagegen werden Staaten wie Libyen für eine verschärfte Grenzkontrolle unterstützt und mit Rettungswesten und Leichensäcken für die Opfer gescheiterter Fluchtversuche ausgerüstet. Mehr Soldaten, höhere Zäune und schärfere Grenzüberwachungen führen zu keiner Lösung, sondern nur zu mehr Menschenrechtsverletzungen, und sie verstärken das Leid der Flüchtlinge. Flüchtlinge werden ohne Prüfung des Einzelfalls abgeschoben oder in der marokkanischen Wüste ausgesetzt. „Über 5000 Flüchtlinge und Migranten starben in den letzten 10 Jahren an den hochgerüsteten europäischen Außengrenzen“. (Pro Asyl, 1. Juni 05)

Wir lehnen Flüchtlingsaußenlager in Afrika ab, wie sie von Tony Blair und Otto Schily vorgeschlagen wurden. Wir sind der Meinung, dass den Menschen in ihrer Heimat geholfen werden muss, dass es gewaltiger Anstrengungen bedarf für die Opfer von Hunger und Not. Millionen von Flüchtlingen leben in Afrika schutzlos und ohne Perspektive in Großlagern. Steigende Getreidepreise und der Massenzustrom in den letzten Monaten haben nach Aussage eines Sprechers des UN-Flüchtlingshilfswerks dazu geführt, dass die Wochenration für eine Familie mittlerweile für einen Monat reichen muss. Die Europäische Union sollte maßgeblich dazu beitragen, die Hungersnot in den zahlreichen Flüchtlingslagern in Afrika zu beenden, anstatt Konzepte zur „Verbesserung von Schutzkapazitäten“ zu entwerfen.

Allein in Afrika sind nach Schätzung von Klaus Töpfer, dem Leiter des Umweltprogramms in Nairobi, 18 Millionen Menschen auf der Flucht vor absoluter Armut und Hunger, vor Bürgerkrieg und Folter. Das zeigt sehr deutlich, dass Migration eine Realität ist und dass sie das Problem unseres Jahrhunderts sein wird. Flüchtlinge müssen die Möglichkeit haben, gefahrenfrei und legal Länder der EU zu erreichen, in denen ihr Asylantrag geprüft werden kann. Im Oktober dieses Jahres schätzte das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR), dass sich z. B. im Flüchtlingslager in Melilla rund 150 potentiell Asylberechtigte befanden.

Wir bitten Sie, sich für eine Asylpolitik einzusetzen, die der Empfehlung des Europäischen Parlaments entspricht und Schutzsuchenden einen „Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts“ gewährt.

Für den Ständigen Arbeitskreis des Freckenhorster Kreises

Erika Becker

Ludger Funke

Angelika Wilmes

Zum guten Schluß: Zwei Buchempfehlungen in Kürze

1. Hans Küng, Der Anfang aller Dinge. Naturwissenschaft und Religion, erschienen 2005 bei Piper
Zitat aus dem Klappentext:

„Gestützt auf jahrelange Forschungen schreibt Hans Küng über die zentralen Themen: Gott als Anfang? Schöpfung oder Evolution? Ist alles Zufall?“

Ein nicht nur lesenswertes, sondern auch - wie immer bei Küng - ein lesbares Buch für alle, die sich fragen, ob der Glaube an Gott überhaupt Platz hat in unserem von der Naturwissenschaft geprägten Weltbild.

2. Ulrich Lüke, Für- und Wi(e)derworte. Anstößige Gedanken im Kirchenjahr, erschienen 2005 im Bonifatius-Verlag

Zitat aus dem Klappentext:

„(Dieses Buch) ist ein Angriff auf eingeschliffene oder abgegriffene, um nicht zu sagen lahmfromme Denk- und Sprechgewohnheiten.“

Die Vorgängerbücher von Ulrich Lüke werden viele Freckenhorster kennen.

**Freckenhorster Kreis
Albachtener Str. 101 e
48163 Münster**

FK-Büro: Freckenhorster Kreis
c/o: Ludger Funke

Friedhofsallee 100 A
47198 Duisburg

Telefon (0 20 66) 3 32 60
Telefax (0 20 66) 41 58 01

E-Mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Redaktion: Angelika Wilmes,

Albachtener Str. 101e e,
48163 Münster

Telefon (0 25 36) 14 08
Telefax (0 25 36) 34 49 46
E-Mail: fk-wilmes@t-online.de

Unsere Konten: Darlehnskasse im Bistum Münster
(BLZ: 400 602 65)

Verantwortlich: Ludwig Wilmes (Adresse siehe Redaktion)

Beitragskonto: 37 99 700
(Mitglieder (M): 35 Euro • Interessenten (I): 7,50 Euro)

Brasilienkonto: 37 99 701

Amparo maternal: 37 99 702

Ukraine: 37 99 703

Demetrius: 37 99 705